

AM Reda

Wie aus den

Kelten die

Germanen

wurden

Copyright bei AM Reda
München 2000
ISBN 3-8311-0474-3

Inhalt

Prolog	4
Die Erfindung des Volks der Germanen	15
Die Kelten	14
Sie folgten den Mammuts und den Rentieren.....	26
Der Kelten-Kalender und die Megalithbauten.....	39
Die Druiden – Naturwissenschaftler oder Priester.....	48
Die Kelten auf ihrem Weg nach England.....	54
Das Kelten-Horoskop.....	67
Kelten in voller Fahrt ins Schwarze Meer	108
Kelten auf ihrem Weg zum Ganges	117
Brahmanen – Ableger der Druiden.....	121
Die Römer – Schlächter der Kelten-Gallier	125
Die ersten großen Trennmauern Europas.....	143
Kelten – Gallier – Celtic – Gälisch	146
Die Entstehung der europäischen Sprachenvielfalt	152
Zum Abschluß	162
Abbildungen	171

Prolog

Nichts auf dieser Welt, so scheint es, hat derart viele unterschwellige Emotionen hervorgerufen und zu Spekulationen übelster Art geführt, wie die aus Erzählungen und Überlieferungen resultierenden Mißverständnisse und Fehlinterpretationen über die Ursprünge der Germanen, wie wir sie heute zu nennen pflegen. Die Namensgebung für dieses Volk, das sich selbst so nie genannt hatte, steht nach wie vor auf fraglichem Fundament. Nahezu zweitausend Jahre später sollte sich ein politischer Extremist auf eine völkische Tradition berufen, die er offensichtlich nur unzureichend kannte, und daraus eine voreilige Konklusion ziehen: Eben weil er eine Verwandtschaft der ihm bekannten ~ 4 germanischen Sprachen mit dem „Sanskrit“ entdeckt hatte. Also schloß er fälschlich weiter, daß das Sanskrit der Brahmanen aufgrund seiner Verwandtschaft mit dem Germanischen die Folgerung zuließ, daß die sogenannten „Germanen“ von den Indern („Indianern“) abstammten und folglich forthin als „Indo-Germanen“ zu bezeichnen sein mußten. Mittlerweile soll es sogar „Indo-Europäer“ geben...

Falsch, falsch und nochmals falsch!

Auch hier lag ein weiter Weg zwischen jenem englischen Linguisten und dem angeblichen Ort der Entstehungsgeschichte des Sanskrits. Und alle Flüsse (mit einer einzigen Ausnahme in Afrika) mündeten in dem großen Loch namens Meer – Ozeanien, mit deren Strom es sich leichter fortbewegt als entgegen deren Fließrichtung, also flußaufwärts!

Ähnlich soll es Kolumbus ergangen sein, als er auf den amerikanischen Kontinent stieß und die darauf herumlaufenden Menschen für „Inder“ hielt, eben weil er sich fälschlicherweise in Indien wähnte und sie deshalb „Indianer“ taufte. Historische Irrtümer verführten manchen zu irrigem Annahmen, Bände über Bände wurden mit angeblich richtigen Erkenntnissen gefüllt, die aber nur so lange standhielten, bis spätere Generationen aufgrund wissenschaftlicher Bemühungen zu gänzlich andersgearteten Einschätzungen gelangten. Der Prozeß der Überprüfung scheinbar gesicherten Wissens ist auch heute noch

nicht zu einem Ende gelangt und überrascht immer wieder mit neuen Erkenntnissen, die althergebrachtes Wissen als falsch oder zumindest unzureichend für die Erklärung des Gegenstandes entlarven. Dichtung und Wahrheit voneinander zu scheiden ist eine der vornehmsten Aufgaben vergangener wie auch heutiger Wissenschaft.

Den Linguisten war es jedenfalls nicht entgangen, daß sprachliche Verbindungen der sogenannten „germanischen Sprache“, verknüpft mit allen europäischen Idiomen, bis hinauf zum Ganges, wohin die „Brahmanen“ vor den Persern, den Mördern ihrer Könige, geflohen waren und dort in der Abgeschlossenheit die Sanskrit-Sprache vervollständigt haben.

Einige der vorlauten Rechthaber hatten denn auch, wie sie meinten, eine plausible Erklärung parat: „It is Indogermanik“. Und andere fügten sogleich hinzu: „Die Weisen, die Weisheit – sie kam aus dem Osten“; und das gelte demnach auch für die Germanen. Die Bezeichnung Kelten mußte ihnen zwangsläufig verlorengegangen sein, denn es galt seit der römischen Besatzungszeit, – zuerst durch die sogenannten „Weltlichen“ und anschließend dem „Heiligen Römischen Reich“ – daß nur das zu lehren und zu glauben sei, was die einst niedergeschrieben hatten. Es war ihnen jedoch entgangen, daß GER und MAN keltische Idiome waren.

Die Druiden als geistige Führer ihres Volkes (sie waren bei den Galliern genauso bekannt, wie bei den Kelten, was diese als Brudervolk ausweist) wurden von Julius Caesar bis aufs Messer verfolgt. Er fürchtete ihre Macht und Intelligenz und betrachtete sie als Gefahr für sein Imperium Romanum, weshalb er systematischen Rufmord betrieb. Er hatte das Gerücht in die Welt gesetzt, die Druiden würden kleine Kinder essen und Menschenopfer veranlassen. „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist!“ – dieses Sprichwort könnte von Julius Caesar geprägt worden sein. Er hatte als verantwortlicher Finanzmakler des Imperium Romanum die materiellen Grundlagen für die persönliche Ausbeutung seines Reiches in der Gesetzesrolle verankern lassen.

Mehr Dichtung als Wahrheit wurde in die Welt gesetzt, und das nicht zu gering, denn es folgten Intrigen und das Kommen und Gehen

der galaktischen Götter. Das Imperium Romanum aber ist in idealisierter Form nie untergegangen, im Gegenteil zählt es heute fast eine Milliarde treuer Gefolgsleute. Hatten die Lügen und Irrtümer erst einmal Einzug ins sakrale Innere der philosophischen Schulen Eingang gefunden, erschien es mehr oder weniger selbstmörderisch, dagegen anzugehen. Und darum verwundert es letztlich auch nicht, warum einer vom anderen abgeschrieben hat.

Es ist daher auch gar nicht verwunderlich, daß die Kelten, was soviel wie „die Erhabenen“ bedeutet, und deren Idiome verschütt gegangen sind. Nach einer zweitausendjährigen Verdrängungsgeschichte sind die verfälschten Fakten gleichsam in die Gene des Bildungsbürgers eingegangen, ebenso wie die von den Menschen aufgezogenen Religionen samt den dazugehörigen Göttern.

Selbst hochdotierte „Gelehrte“ der Gegenwart reden und schreiben über die sogenannten Germanen, als hätte es sie tatsächlich gegeben. Solange sich die Geschichtsschreibung an überprüfbare Tatsachen hält, sollte sie der Wahrheit eigentlich auf die Spur kommen. Doch heute steht fest: Kelten und Germanen waren ein und dasselbe Volk, die Namensgebung ist verfälscht worden und suggeriert aus diesem Grunde eine faktisch nicht vorhandene Differenz.

In diesem Lichte besehen gibt es kaum eine fälschlichere Aussage als: „Zuerst waren die Kelten da, und dann kamen die Germanen!“ Oder auch: „Die Germanen kamen und vertrieben die Kelten!“

Aus diversen Abhandlungen über die Germanen geht hervor, daß die Autoren zwar sehr gerne andere Geschichtskundler als Lügner und Märchenerzählern zu enttarnen glaubten, sie aber gleichzeitig Irrtümern aufsaßen, indem sie in die Darstellung der Geschichte der Germanen eben nur angeblich existierende Fakten einfließen ließen und damit ein Geschichtsbild konstruierten, das sich von der Vorzeit um 2000 vor der Zeitrechnung bis in die Karolingerzeit erstreckte. Die Germanen, so kann man lesen, „... gebärdeten sich in bestimmten Entwicklungsphasen naturnäher, ungezähmter, urtümlicher als ihre Zeitgenossen, die Kelten und Römer.“ Wobei die Frage offen bleibt, ob es denn vor viertausend Jahren die Römer bereits gegeben haben mochte. Denn wenn nicht alle Lexika täuschen, wurde Rom erst im

Jahre 800 vor der Zeitrechnung von den Etruskern gegründet, die das Schicksal mit reichlich Rückenwind den Tiber bis an den Ort der berühmten sieben Hügel hinaufgetrieben hatte, wo die Segel dann schließlich am Mast ermatteten und sie nicht mehr weiterkamen. Damals vor knapp dreitausend Jahren stand weder das Zeitalter des Wassermanns zur Diskussion, noch das des Fisches, wohl aber das des kriegerischen Mars der Römer, die von den im Südosten angesiedelten Hellenen als blutrünstige Schlächter verschrien waren.

Im Gebiet der sieben Hügel siedelte zu jener Zeit ein kleines und intelligentes Völkchen, die Latiner, deren Sprache sich die Ankömmlinge zu eigen machen sollten und die schließlich eine weitausgreifende Wirkungsgeschichte zeitigen sollte. Die Etrusker erwiesen sich als die eigentlichen Barbaren, indem sie begannen, die Gallier und Kelten in ihrem bisher friedfertigen Neben- und Miteinander zu entzweien.

Und es waren die machthungrigen Nachfolger jener Begründer Roms, die ihren König ermordeten, weil sie selbst sich auf den Thron zu setzen wünschten. Es ging um Ruhm und Ehre, um großen Reichtum durch Eroberungen und die Versklavung fremder Völker. Zuerst nahmen sie die wehrlosen Frauen und Kinder südlicher Anrainergesellschaften gefangen und ließen sie für sich arbeiten, nicht unähnlich den späteren Kolonialmächten, die um den halben Globus segelten, um friedliebende Völker zu unterjochen und auszubeuten, um dann gestärkt und bereichert ihre europäischen Konkurrenten ins Visier zu nehmen.

Julius Caesar war es, der aufgrund der von einem hellenischen Philosophen stammenden Neuigkeit seine Weltkarte berichtigen bzw. erweitern ließ: „Dort oben im Norden, gleich neben jenem Völkchen, das sich selbst als die Gallier versteht, soll es ein tüchtiges Völkchen mit dem Namen Germanen geben.“ Die – so sein Kalkül – werde ich mir kaufen!

Dabei aber sollte er sich beinahe übernehmen. Was ursprünglich nur wie eine kleine Exkursion erschien, entwickelte sich zu einer neun Jahre währenden Schlächtereier, wo nach neuesten Erkenntnissen über eine Million Gallier und Kelten regelrecht niedergemetzelt wurden.

Die Überfallenen hatten kaum eine Chance gegen jene gutausgebildeten Berufskiller, die die römischen Legionäre nun mal waren. Wer sich wehrte, wurde um einen Kopf kürzer gemacht. Immer wieder mußte er neu ausgebildete Legionen aussenden, insgesamt 80.000 ausgewählte Krieger, um den Galliern und Germanen beikommen zu können. Die nicht enden wollenden kriegerischen Auseinandersetzungen forderten ihre Opfer unter den jungen und kräftigen Soldaten, sie alle starben für die Machtgelüste ihres Herrschers. Seine Besatzungsmacht verstärkte er durch die Ansiedlung von achttausend südländischen Sklaven in Gallizien und Britannien, sie sollten ihm bleibenden Einfluß garantieren und das römische Weltreich in alle Ewigkeit hin festigen helfen. Und vielleicht hatte er sogar recht damit.

Daß es ein Volk namens Germanen gar nicht gab, sondern es sich hierbei um Kelten – die Erhabenen – handelte, war den Herrschern und Gelehrten jener Zeit nicht bekannt. Woher sollten Sie den wahren Sachverhalt auch kennen? Eine Reise in den Norden in ein Land, das keiner kannte, gelegen hinter hohen und gefährlichen Bergen, dauerte zu jener Zeit mindestens ein viertel Jahr und war mit nur schwer kalkulierbaren Risiken verbunden. Es warteten wilde Tiere auf den Reisenden, er konnte von Weglagerern ausgeraubt oder erschlagen oder den Unbilden der Landschaft und des Wetters zum Opfer fallen. Straßen im heutigen Sinne gab es vor zweitausend Jahren noch überhaupt nicht.

Und sofern überhaupt begehbare Wege vorhanden waren, handelte es sich eher um ausgetretene Pfade, die über Stock und Stein führten und deren Verlauf bisweilen mehr errahnt, als mit Sicherheit bestimmt werden konnte. Eine Reise in den Norden war für die aus dem Süden stammenden Reisenden also eine ziemlich riskante Angelegenheit mit ungewissem Ausgang. Dieses Abenteuer konnten nur gut ausgerüstete Handelskarawanen oder – was sich schon bald abzeichnen sollte – von Rom ausgesandte Militärexpeditionen auf sich nehmen.

Nun ist aber der eine wie der andere Staat kein Gebilde, das sich quasi automatisch daran macht, die Welt zu erobern. Den staatlichen Entscheidungen liegen vielmehr ganz konkrete materielle Interessen zugrunde, denen das Herrschaftspersonal einen leider nur allzu

trägerischen Anschein von Subjektivität und Individualität verleiht. Dennoch verbleibt in Gesellschaften, in denen der Herrscher eine nahezu göttliche Befugnis zur Machtausübung besitzt, ein großes Maß an persönlicher Einflußnahme auf den Verlauf der Staatsaktivitäten. Das Herrscheramt erforderte Charaktere, die sich gegen konkurrierende Interessen durchzusetzen verstanden, also kamen vor allem machtbesessene und machtgierige Charaktere zum Zug, bisweilen auch Spinner und Wahnsinnige, sofern sie nur skrupellos genug waren, die gebotenen Möglichkeiten in ihrem Sinne und ziemlich rücksichtslos zu nutzen. Sie bedienten sich dabei der Furcht der Untertanen vor Göttern und sonstigen Ungeheuern und verknüpften deren herbeiphantasierte Eigenschaften, denen sie Namen wie Ares, Leos oder Drachen gaben und deren Herkunft von den Göttern bestimmt sei, mit den eigenen Ansprüchen auf die Führung des Volkes.

Einer, der sich dieses ideologischen Instrumentariums zu bedienen lernte, soll Julius Caesar gewesen sein, der gerade mal zwanzig Lenze zählte, als er einem Philosophen namens Poseidonios über die Schultern schaute, als dieser über das zu jener Zeit erstmals entdeckte Volk der Germanen berichtete.

Mit semantischen Feinheiten wollte man sich damals wahrscheinlich nicht herumschlagen. Wen sollte es auch interessieren, welche Bedeutung das Wort „German“ überhaupt hatte. Ger bedeutet Speer, und Man steht für Mensch. Man kann den Germanen als einen speertragenden Menschen bezeichnen, und diese Auszeichnung ist noch frei von aller späteren Ideologie, die aus dem Germanen sozusagen einen allen anderen Rassen überlegenen Übermenschen macht. Der darin liegende Schwachsinn ist unschwer zu erkennen.

Julius Caesar, Mitglied des ersten Triumvirats und späterer Diktator und Alleinherrscher des Römischen Reiches, entnahm dieser Volksbezeichnung immerhin die Information, daß es sich bei den Germanen um ein wehrhaftes Volk handeln mußte. Denn wenn sie mit Speeren bewaffnet waren, so durfte er annehmen, daß sie sich dieser auch zu bedienen wußten. Also bereitete er sich auf die Begegnung mit den „speertragenden Menschen“ mit angemessenen und auch heute noch gültigen Mitteln vor, nämlich kriegerischen.

Poseidonios war ein in Syrien geborener Hellene, der von den kriegerischen Römern verschleppt und als Sklave in den Steinbruch geschickt worden war, bis ihn ein generöser Römer als Philosophen in seinen Palast aufnahm. Die Namensgebung für das im Norden entdeckte Volk folgte den Informationen, die über sie nach Rom gedrungen waren. Ihr umgangssprachlicher Ursprung war also nichts weiter als die Zusammenziehung zweier Sachverhalte (Mensch, Speer) in einen Begriff, der dann schließlich zum Volksnamen wurde. Poseidonios war in seiner Rolle als Philosoph letztlich den gleichen Zwängen und Interessen unterworfen, wie alle anderen, die dem römischen Herrschaftssystem zuzuordnen waren.

Julius Caesar schmiedete seine Eroberungspläne mit großzügiger Unterstützung seines Vaters. Seine Machtposition ermöglichte ihm den Zugriff auf die Finanzmittel des Staates, und er begann diese zielstrebig für die zukünftige Erweiterung seines Reiches einzusetzen. „Gebt dem Kaiser was des Kaisers ist!“ In diesem Sprichwort spiegelt sich der gesetzlich verankerte Herrschaftsanspruch eines Regenten, der sich über die Kosten seiner Vorhaben im klaren war und der es verstand, die dafür notwendigen Gelder unter seine Kontrolle zu bringen.

In dem großen Capere-Krieg, der mehr als neun Jahre dauern sollte, versicherte er sich im Kampf gegen die Gallier der Unterstützung der Germanen bzw. jener keltischen Krieger, die er fälschlicherweise für ein gesondertes Volk hielt, die aber in Wirklichkeit eben mit Speeren ausgerüstete Männer, nämlich keltische Krieger waren. So wurde aus Bewaffneten, die ja nur einen Teil der keltischen Bevölkerung darstellten, wenigstens sprachlich ein eigenes Volk, ohne daß dieser Irrtum aufgefallen wäre. Er hatte das Gebiet, in dem diese Krieger zuhause waren, als „Germanien“ in seine Karten einzeichnen lassen, und erntete dafür keinerlei Widerspruch. So konnte er in seinem Tagebuch vermerken: „Sie sagten, sie waren nicht wie die anderen, denn sie waren GER-MANEN.“

Bei den Druiden der Kelten und den Brahmanen der Meder und der Wedas soll es zehn unterschiedliche Grade des Priestertums geben

haben, die in aufsteigender Reihenfolge die gesellschaftliche Wertschätzung, der die jeweils ausgeübte Tätigkeit unterworfen war, zum Ausdruck brachten. An erster Stelle standen die Wissenschaften wie Mathematik und Astronomie, während die Philosophie in Verbindung mit der Religion an letzter Stelle rangierte. Es herrschte offenbar die Meinung vor, daß das Philosophieren eine Tätigkeit sei, die ohne besondere Vorkenntnisse sich aneignen zu müssen, praktisch von jedermann ausgeübt werden könne, wenn er es nur verstand, seine Meinung über dieses und jenes in möglichst ausschweifende Worte zu kleiden. Meinungen und Anschauungen waren genauso vergänglich, wie die Tage, was heute noch Geltung beanspruchen konnte, mußte anderntags schon nicht mehr zutreffen.

So wie die Hellenen einst vor viertausend Jahren aus dem keltischen Norden die Donau hinunter bis zum Egeos Pelagos gefahren waren, so machten sich auch die späteren Meder und Weder auf die Reise. Nur waren sie weiter in die klimatisch erträglicheren Berge gezogen, und als sie später durch die erstarkten Perser der Mißhandlung und Versklavung ausgesetzt werden, zog sich zumindest die Intelligenzschicht weiter in die Berge bis zum Oberlauf des Ganges zurück, wo sie vor etwa dreitausend Jahren die wohl schönste Sprache der Welt, das Sanskrit (= Wissen), entwickelten. Hier nun liegt die Crux begraben, die Verwechslung mit den „Indos“. Viele Jahrhunderte später sollten die Ureinwohner Nordamerikas für eine weitere Verwechslung herhalten müssen. Sie wurden für Inder gehalten, weil erwartet worden war, daß der eingeschlagene westliche Seeweg nach Indien führen würde. Daß man auf einen bis dahin aus europäischer Sicht noch unbekanntem Kontinent treffen würde, war nicht vorausgesehen worden. Der namensgebende Irrtum wurde schließlich klargestellt, die diesem zugrundeliegende Namensgebung aber wurde beibehalten: Indianer hießen forthin und heißen noch die damals vorgefundenen und heute bis auf einen kläglichen Rest dezimierten amerikanischen Ureinwohner.

Die Erfindung des Volks der Germanen

In der Rhein/Main-Metropole Frankfurt, wo einst auch Johann Wolfgang von Goethe wirkte, ist neben einer Reihe wichtiger kulturhistorischer Museen und Einrichtungen auch die Deutsche Bibliothek angesiedelt. Deren Aufgabe ist es, sämtliche in deutscher Sprache veröffentlichten Bücher zu archivieren. Der neue Bibliothekskomplex ersetzte das in unmittelbarer Nachbarschaft des Palmengartens gelegene Provisorium, das aus allen Fugen zu platzen drohte. Der neue Prachtbau liegt an der Adickes-Nibelungen-Allee und der Eckenheimer Landstraße auf einem rund zwei Hektar großen Grundstück und ist auf jeden Fall einen Besuch wert.

Unter den Begriffen „Germanen, Indo's, germanistisch“ ist eine schier unübersehbare Anzahl allein seit 1972 erschienener Veröffentlichungen zu diesem Themenkomplex registriert. Würde man alle seit Poseidonios veröffentlichten Schriften bezüglich des sogenannten „Ger-Manen-Volkes“ hinzuzählen, würde sich daraus eine um ein Mehrfaches größere Anzahl ergeben.

Nicht nur im deutschsprachigen Bereich, sondern auch im Ausland wurde über die vermeintlichen „germans“ geschrieben, ohne daß man sich die Mühe gemacht hätte, den Ursprung dieser Bezeichnung genauer unter die Lupe zu nehmen. Denn zumindest das „man“ in „germans“ hätte sensible Wissenschaftler stutzig machen müssen. Ein derart ignoranten Verhalten zeigt uns, daß die große Masse der bildungsinteressierten Schulabgänger nicht gerade zu eigenständigem Denken erzogen worden war. Kommt man mit Bürgern amerikanischer Herkunft, die durchaus über eine höhere Schulbildung verfügen, ins Gespräch, so stellt man bald fest, daß der ausländische Gesprächspartner sein diesbezügliches Wissen eher aus den jeweiligen Hollywood-Movies bezogen hat, als aus fundierten Geschichtsstudien. Und mit diesem mangelhaften Wissenshintergrund werden dann auch die quasi professionellen Arbeiten geschrieben. Was Wunder, wenn die Herren Professoren selbst bei den Vorlesungen und auch in der allgemeinen Öffentlichkeit dozieren: „Everybody knows it!“.

Die häufigste Frage, die demnach dem Gast aus Germany gestellt wird, weil einigen die Erinnerung an die jeweiligen Filme möglicherweise peinlich sind: „What does it mean? From where do they come?“

Einige, die es ohne Umschweife direkt auf den Nenner bringen, sagen es denn auch unverblümt: „They are the Huns! You know Indo-Germanics. Don't you?“

Widersprüche und Irrtümer also, soweit das Auge reicht. Wie es so üblich ist, bedienen sich viele Buchautoren immer noch den bereits in Buchform vorliegenden Erkenntnissen anderer Autoren, die wiederum auf die Werke ihrer Vorgänger zurückgegriffen haben. Auf diese Art und Weise setzen sich geschichtliche Irrtümer über Jahrzehnte hinweg immer weiter fort, bis eben einer diese fragwürdige Kette durchbricht und eigene Forschungen und Überlegungen anstellt. Schon zu Poseidonios Zeiten dürfte es wohl heißen haben: „Dem anderen zugeschrieben“, was wohl auf ein schlichtes Kopieren des Vorgefundenen hinauslief. Vieles wurde wohl während des Schreibens erdichtet, um dem von anderen Übernommenen wenigstens einen Anschein von Originalität zu verleihen.

Mehr auf Dichtung als auf Wahrheit dürften auch die Schriften einer Reihe von französischen Dichtern über die Germanen beruhen, die in der Zeit des deutsch-französischen Kriegs von 1870/71 entstanden waren. Die Phantasie dieser Dichter schoß förmlich ins Kraut. Und der Zweck, dem die daraus resultierenden Verfälschungen dienten, war offensichtlich, sie nützten der eigenen Propaganda zum Schaden des Feindes. „Diese Hunnen gehören gar nicht hierher“, hieß es, „wir sind vollkommen im Recht, ja wir erwiesen ganz Europa einen großen Dienst, als wir Straßburg, Elsaß und Lothringen mit Einverständnis des Heiligen Vaters von diesen Hunnen befreiten.“

Die Kelten

Daß die Kelten die eigentlichen Ahnen und Vorfahren der Deutschen, ja die Europiden schlechthin sind, darüber kann es seit den Funden der letzten zwanzig Jahre überhaupt keine Zweifel mehr geben.

Die Funde, um die es dabei geht, sind eine Art astronomischer Bauten, die aus Baumstämmen errichtet wurden und auf das Mesolithikum, die Mittelsteinzeit (etwa 10.000 bis 4.500 Jahre vor der Zeitrechnung) zurückgehen. Etwas genauer betrachtet liegt die Zeit dieser astronomischen Gewerke, die auch im Nachhinein als die ersten Kalender der Menschheit bezeichnet werden könnten, am Ende des Übergangs von der Mittelsteinzeit zur Jungsteinzeit (Neolithikum), die etwa bis 2.000 vor der Zeitrechnung andauerte. Das mit der „Kohlenstoff-14-Methode“ gemessene Alter wird mit siebentausend Jahren angegeben.

Das Anfangs rein zufällig vom Flugzeug aus mit dem bloßen Auge entdeckte Grabenwerk auf einem Feld in Niederbayern zwischen der Isar und der Donau, entdeckt von Münchner Archäologen, wurde ausgewertet. Wo sich eine Anlage fand, konnten sich in entsprechendem Abstand aber auch noch weitere befinden. Die Vermutung sollte sich bestätigen. Das gesamte Gebiet von der Donau bis zum Alpenrand hätte mittels eines Koordinatennetzes aufgeteilt und systematisch abgesucht werden können. Bald fanden sich erste Resultate, und die archäologische Sensation war perfekt. Insgesamt wurden sieben solcher Wunderwerke aus der Steinzeit entdeckt und freigelegt. Wie ein Puzzle fügten sich die Forschungsergebnisse der letzten zwanzig Jahre zum Bild einer Kultur zusammen, die zu jener Zeit von herausragender Bedeutung war.

Die Kelten lebten nicht nur im fruchtbaren Niederbayern, sondern im gesamten Gebiet der süddeutschen Hochebene, die sich vom Bodensee im Westen und entlang der Donau, der schwäbischen und fränkischen Alb bis zum bayerischen Wald hinzieht und die im Süden von den Alpen begrenzt wird. Sie siedelten sich vor etwa 12.000 Jahren zuerst am Bodensee an, um sich von dort aus auf der gesamten süddeutschen Ebene auszubreiten.

Die Münchner Archäologen gehen in ihren Ansichten so weit, hier von Zentren erster Städte zu sprechen, da die Siedlungsareale die Fläche Münchens im 13. Jahrhundert erreichten. Am Rande, nicht nur im Mittelpunkt jener mesolithischen Städte, erhob sich meist ein eiförmiger Wall aus Erde und Holz, umgeben von einem fünf Meter breiten Grabenwerk.

Die Archäologen hielten diese Bauwerke zuerst für Sonnentempel, bis auch bei ihnen sich die Erkenntnis durchsetzte, daß es sich hier um Bauwerke mit einem ganz praktischen Nutzen handeln mußte, nämlich um eine Art von Sonnenobservatorium. Das Interesse am Lauf der Sonne – wenngleich es hierbei vielmehr um den Lauf der Erde um die Sonne geht – resultierte aus den Erfordernissen der Landwirtschaft, die möglichst genaue Vorhersagen im Hinblick auf die zu erwartenden Witterungsverhältnisse benötigte. Diese Bauwerke nahmen also mehr oder weniger die Funktion eines Kalenders ein. Die dem zugrundeliegenden Erkenntnisse stammten von den Druiden, die sich mit der Erforschung der Geometrie, Mathematik und Astrologie beschäftigten. In die heutige Zeit übertragen, würden derartige Gelehrte ohne weiteres als wissenschaftliche Genies in die Annalen eingehen. Es gab damals ja keine Schulen im heutigen Sinne, das Wissen jener Zeit wurde vielmehr persönlich weitergegeben und um eigene Forschungsergebnisse erweitert. Mit den damals vorhandenen einfachen technischen und Erkenntnismitteln gelangten diese Gelehrten also bereits zu auch heute noch erstaunlichen Resultaten.

Die Bewohner dieser Städte waren in erster Linie Arier und erst in zweiter Linie Handwerker, wie etwa Strichbandkeramiker. Die Jagd spielte zu jener Zeit ebenfalls eine große Rolle. Sie lebten in Langhäusern von etwa 50 Metern Länge. Es handelte sich hierbei um eine Art Fachwerksbau, der Tragrahmen des Gebäudes bestand aus Holzständern und Balken, die Zwischenräume waren aus Stein oder Astgeflecht als Armierung für die Lehm- bzw. Tonfüllung ausgeführt. Derartige architektonischen Leistungen erforderten eine straff organisierte und sozial durchgegliederte Gesellschaft. Eine Gesellschaft, die in der Lage war, Wohnhäuser, Siedlungswerke und astronomische Kalender von derart respektablen Ausmaßen zu erstellen, brachte

diese Leistungen nur durch die planvolle Bündelung arbeitsteiliger Aktivitäten zustande.

Die Wallanlagen beschreiben eine elliptische Kreisform, wie sich im Verlauf der archäologischen Untersuchungen herausstellte. In der vorgefundenen Künzig-Unternberg-Anlage kam eine Sensation zum Vorschein: Das nordwestliche und das südliche Tor der Kreispalisadenanlage sowie das nordwestliche Tor des äußeren Grabenringes und die Siedlung lagen auf einer Linie. Der Verlauf dieser Linie entsprach genau der Peilung des Sonnenaufganges zum Zeitpunkt der Wintersonnenwende am 21. Dezember. Die Erbauer der Anlage maßten also der Siedlungsarchitektur einer auf den Lauf der Sonne bezogene Bedeutung bei.

Geophysiker des Bayerischen Landesamtes für Denkmalspflege in München sahen darin denn auch nicht den Zufall walten, sondern erkannten hierin ein planvolles Gestalten. Der am Sonnenstand orientierten Ausrichtung der Tore mußte also eine bestimmte Absicht zugrundeliegen. Um den Winkel der Anlagengestaltung exakt am Stand der Sonne an einem bestimmten Kalendertag ausrichten zu können, bedurfte es der Fähigkeit, die gewünschte Lage der baulichen Einrichtungen exakt vermessen zu können. Perfektion war also schon damals ein gefragtes architektonisches Moment.

Zu einem späteren Zeitpunkt wurde dann auch die Wallanlage von Landau-Meisterthal einer genauen Vermessung unterzogen. Dabei kam die Bodenmagnetik-Vermessungstechnik zur Anwendung. Die innere Anlage des Observatoriums besaß die Form einer Ellipse. Die beiden Brennpunkte der Ellipse wurden durch hölzerne Pfosten markiert. Sie bildeten die Konstruktionspunkte der Ellipse. Die Längsachse der Ellipse zeigt exakt nach Norden, was die Annahme nahelegt, daß diese mit Hilfe von Sternbeobachtungen ausgerichtet wurde. Die Achsenlänge wie auch der Abstand der Brennpunkte korrespondiert mit dem Vielfachen der mesolithischen Maßeinheit, die auch als Elle bekannt als Vorläufer des Metermaßes angenommen werden kann. Eine Elle entsprach einer Länge von 0,831 Metern.

Bei dieser Gelegenheit sei daran erinnert, daß allein in deutschen Landen verschieden lange Ellenmaße im Gebrauch waren, eben

gemäß tradierter Gewohnheiten in den diversen Landesfürstentümern, ja selbst der unterschiedlichen Grafschaften. Natürliches Vergleichsmaß war die Armlänge, deshalb schwankten die Ellenmaße zwischen 50 und 100 Zentimetern. In Frankreich beispielsweise existierte ein Ellenmaß von 1,188 Metern Länge. Die Druiden galten lange als Eich-manen, also die Maß-Gebenden, und trugen für alle sichtbar einen aus Hartholz zugeschnittenen Ellen-Maßstab mit sich.

Um auf die am Sonnenstand orientierten Siedlungsanlagen zurückzukommen: die sich gegenüberliegenden West- und Ostore markierten auf der kurzen Ellipsenachse die Sonnenauf- und -untergänge zur Tag- und zur Nachtgleiche (Äquatorgleiche) jeweils im Herbst und im Frühjahr, also am 23. September und am 21. März des Jahres. Damit besaßen die mittelsteinzeitlichen Arier von Meisterthal jene Kalenderdaten, die für das Gelingen ihrer landwirtschaftlichen Bemühungen von Bedeutung war, insbesondere was die Aussaat und die Ernte betrifft.

Dass derartige Bauwerke beim gemeinen Volk, ja letztendlich selbst bei den Erbauern ob ihres gelungenen Unterfangens, Erstaunen, ja sogar Bewunderung und andächtige Verehrung hervorrufen mußten, bedarf keiner weiteren Begründung. Man versuche sich nur einmal in jene menschlichen Entwicklungsperioden zurückzusetzen, immer Eingedenk der heutzutage wie selbstverständlich verfügbaren Produkte und technischen Hilfsmittel, so wird einem eindringlich klar, welche eine Leistung die damaligen Menschen vollbrachten, indem sie erste entscheidende Schritte auf dem Weg zur Beherrschung der Naturgegebenheiten vollzogen. Alles in allem führten sie aber immer noch ein sehr kärgliches Leben, und der Erfolg ihrer Bemühungen schien auch trotz dieser Hilfsmittel nicht immer gesichert. Für die vor ca. 7000 Jahren lebenden Menschen war dieser Entwicklungsstand jedoch ein wichtiger Meilenstein hin zu einer besseren ökonomischen Absicherung ihres Lebens.

Die für sie entscheidenden Tage der Äquatorgleiche wurden denn auch rituell gefeiert, wenn auch anders als die Sonnenwendfeiern (Dezember und Juni).

Die diesen Menschen zur Verfügung stehenden Werkzeuge waren noch von sehr primitiver Art. Es gab noch kein Metall, deshalb benutzten diese Menschen aus Stein gefertigte Werkzeuge, um die für den Siedlungsbau erforderlichen Bäume fällen und bearbeiten zu können. Die Steinwerkzeuge ermöglichten das Bearbeiten des Holzes, das wiederum z.B. in Form von Stielen zur kombinatorischen Herstellung von Äxten usw. benutzt wurde. Getreideschaukeln zum Beispiel oder Löffel wurden mittels Steinwerkzeugen hergestellt. Von allen verfügbaren Holzarten wurden diejenigen ausgewählt, die sich dem jeweiligen Zweck entsprechend am besten eigneten und mittels der Steinwerkzeuge zu bearbeiten waren. Aber nicht jeder Stein, der im Wald oder am Flußlauf gefunden wurde, eignete sich für diesen Zweck. Der Stein mußte bestimmten Anforderungen genügen, mußte hart genug sein und in eine scharfkantige Form gebracht werden können, damit er als Schneide- oder Schabwerkzeug dienen konnte. Mit der Entdeckung der Feuersteine eröffnete sich die Möglichkeit, haltbare Werkzeuge herzustellen, die wiederum zur Herstellung anderer Werkzeuge genutzt werden konnten. Durch Versuch und Irrtum, möglicherweise auch durch zufällige Entdeckungen kamen diese Menschen in kleinsten Schritten und über Generationen hinweg zu immer neuen Erkenntnissen und Fähigkeiten. Da ihr Wissen überwiegend auf Erfahrung beruhte, bedurfte es eben sehr langer Zeiträume, bis entscheidende Fortschritte im Umgang mit den in der Natur vorgefundenen Materialien zu verzeichnen waren, denn aller Anfang ist schwer.

Die Anlage des Sonnenobservatoriums ermöglichte die genaue und wiederkehrende Datierung des jeweiligen Sonnenstandes im Frühjahr und im Herbst. Peilte man vom nördlichen Brennpunkt der Ellipse aus durch die Mitte des Osttores, erhielt man den Zeitpunkt der Wintersonnenwende, und bei einer Peilung vom südlichen Brennpunkt durch das Osttor die Sommersonnenwende. Die jeweiligen Sonnenuntergänge waren dann entsprechend durch das Westtor der Anlage zu beobachten. Durch identische Abmessungen der Strecke zwischen den Brennpunkten bedingt, konnten auch die Mondzyklen,

d.h. die Monate abgelesen werden. Es handelte sich dabei also nicht nur um ein reines Sonnenobservatorium.

Sonne, Mond und Sterne also hatten es auch den Vorfahren der Deutschen angetan, und die Kelten waren es, die als erste ein brauchbares Himmelsobservatorium gebaut hatten. Es ist dies eine kulturelle Glanzleistung, die es hier zu würdigen gilt.

Allein die Bewältigung der Aufgabe, mit den damaligen primitiven Werkzeugen einen Baum zu fällen, verdient Anerkennung. Aus Bäumen wurden nicht nur Blockhütten und ganze Reihenhäuser gebaut, sondern auch Flöße hergestellt, mit denen die Kelten bereits vor zehntausend Jahren unterwegs waren. Aber aus Baumstämmen eine Anlage zur Himmelsbeobachtung zu bauen, darauf war bisher noch niemand gekommen, eben außer den Druiden, den „maßgebenden“ Oberhäuptern der Kelten. Sie besaßen zweifellos einen entwickelten Sinn fürs Praktische mit einer hohen Intelligenz und einem ausgeprägten Erfindergeist und waren um das Wohl ihrer Untergebenen bemüht.

Der Mond als himmlische Laterne, der so manchem schon den nächtlichen Weg gewiesen hat, nahm bei zahlreichen Völkern von jeher einen besonderen Platz ein. Denn sein Kommen und Gehen erfolgte in viel kürzeren Abständen, als das angebliche Auf und Ab der Sonne, die den Jahresablauf in Zyklen bestimmte: Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Ganze dreizehn Monde zählte solch ein Jahr, das, betrachtet vom kürzesten von der Sonne beschienenen Tag bis zu seiner Wiederkehr, die Menschen auf ein weiteres hoffen ließ. Deshalb wurde beispielsweise die Lebensdauer eines Menschen an der Anzahl der Monde gemessen, die er im Verlaufe seines Lebens gesehen hatte: „Many moons...“ begann beispielsweise die Geschichte eines Indianers. Den Kelten aber war das nicht akkurat genug, sie wollten es genauer wissen und lösten auch dieses Problem.

Der Vollständigkeit und des besseren Verständnisses wegen möchte ich an dieser Stelle nochmals auf die bereits erwähnte „Kohlenstoff-14-Methode“ eingehen:

Die Kohlenstoff-14-Methode dient dazu, das Alter der Überreste von ehemals lebenden Organismen und Pflanzen zu bestimmen.

Diese immanente Uhr beginnt nämlich dann zu ticken, wenn ein lebender Organismus gestorben ist. Diese Methode ist ähnlich einer Atomuhr sehr gut dazu geeignet, exakte Resultate zu erzielen.

Die beweglichen Teile diese Uhr sind allerdings, anders als etwa die einer mechanischen, nur in Form von Atomen meßbar, die dem Zerfall preisgegeben sind. Es handelt sich hierbei um Atome des Kohlenstoff 14, auch als C14 bekannt, wobei das „Ticken“ bildlich gesprochen ihr fortschreitender Zerfall ist. Da Kohlenstoff 14 radioaktiv ist, liefert er das entscheidende Element für die Radiokarbon-Datierungs-Methode, mit deren Hilfe Wissenschaftler bestimmen können, zu welchem Zeitpunkt innerhalb eines zeitlichen Rahmens von ca. 40.000 Jahren Organismen tatsächlich gelebt haben. Mittels dieser Methode läßt sich das genaue Alter nicht nur menschlicher oder tierischer Lebewesen bestimmen, sondern auch das von Pflanzen, also auch das von Bäumen. Die für das keltische Sonnenobservatorium verwendeten Bäume in Form von Pflöcken und Palisaden ließen sich mit dieser Methode also ebenfalls datieren. Und anhand von Fragmenten gebrannter Tonscherben, die einst als Gebrauchsgegenstände genutzt worden waren, ließen sich Altersmessungen ebenfalls durchführen.

Die Kohlenstoff 14-Methode hatte anfänglich einige Kinderkrankheiten durchzustehen. Sie war zuerst relativ ungenau in der Zeitmessung, doch wurde sie schließlich zu einem exakten Forschungsinstrument weiterentwickelt und vervollkommenet. Durch die nun fehlerfreie Datierungsmethode ist es möglich geworden, die Vergangenheit objektiver zu beurteilen und die geschichtlichen Kulturen ins richtige Verhältnis zu ihren Produkten und Gebrauchsgegenständen zu setzen.

Die Leistung der Kohlenstoff 14-Methode besteht darin, den mit der Verwesung eines vormals lebendigen Organismus beginnenden Zerfall des C 14-Atoms zu messen, um rückwirkend auf den Zeitpunkt zu schließen, an dem der Zerfall einsetzte.

Und dies ist in etwa der Vorgang der Kohlenstoff 14-Aufnahme aus der kosmischen Strahlung über den Nahrungsweg:

a) Kosmische Strahlen aus dem Weltall treffen auf die Moleküle in der oberen Erdatmosphäre, in der nukleare Splitteratomteilchen mit Neutronen und Protonen bei der Aufspaltung der Moleküle freigesetzt werden.

b) Ein freigesetztes Neutron prallt in der Atmosphäre auf ein Stickstoffatom und geht eine Verbindung mit ihm ein. Das zusätzliche Neutron erzeugt im Stickstoff eine Spannung und stößt in diesem instabilen Zustand ein Proton ab. Was übrigbleibt, ist ein Kohlenstoff 14-Atom.

c) Das neugebildete Kohlenstoff 14-Atom trifft in der Atmosphäre auf ein Sauerstoffmolekül (O_2), mit dem es eine Verbindung eingeht. Das aus der Vereinigung von Kohlenstoff 14 und O_2 hervorgegangene Kohlenstoff 14 O_2 , eine Art Kohlendioxid, sinkt langsam aber sicher zur Erde, wo es dann von den Pflanzen und dem Wasser aufgenommen wird. Mensch wie Tier ernähren sich mehr oder weniger von den Pflanzen und dem Wasser, über die Nahrungskette lagert sich letztendlich das Kohlenstoff 14-Atom bei allen Lebewesen, sei es Mensch, Tier oder Pflanze, ein.

d) Während der Verwesung der körperlichen Substanz zerfallen nun auch die Kohlenstoff 14-Atome, und zwar durch Verlust der Elektronen – neue kommen jetzt nicht mehr hinzu.

Die Kohlenstoff 14-Methode zählt nun die meßbare Abnahme der betreffenden Atome.

Das Ablesen der Kohlenstoff 14-Uhr besteht darin, die zerfallenden Kohlenstoff 14-Atome mittels eines speziellen Gerätes, das einem Geigerzähler ähnelt, zu zählen.

Eine Zwei-Gramm-Probe einer organischen Materie gibt unmittelbar mit Beginn der Verwesung 28 Moleküle pro Minute frei, d.h. sie zerfallen. Ist die Verwesung mittlerweile zum Beispiel schon um 5.370 Jahre fortgeschritten, so verfallen nur noch 14 Moleküle pro Minute.

Alle 5.370 Jahre – man nennt sie die Kohlenstoff 14-Halbwertszeit – nimmt die Zahl um die Hälfte ab. So setzt man, wenn das Meßgerät den Zerfall von sieben Molekülen pro Minuten registriert, das Alter der Probe beispielsweise mit etwa 11.460 Jahren an.

Die Verlässlichkeit dieser Methode war von trügerischer Einfachheit, und allzuoft kamen Zweifel an den so gewonnenen Daten auf, wenn sich das Alter des Untersuchungsobjektes noch auf eine andere Art und Weise bestimmen ließ. Einige Wissenschaftler waren nahe daran, das ganze Verfahren über Bord zu werfen, als ein Weg gefunden wurde, die Radiokarbondatierung neu zu eichen.

Die neue Methode stützt sich auf die Grannenkiefer, weil sie von allen biologischen Organismen auf der Erde die längste bekannte Lebensdauer hat. Ein Baum dieser Gattung kann über einen Zeitraum von 4.000 Jahren und länger wachsen. Die Jahresringe haben ihr wahres Alter verraten, und auf diese Fakten gestützt konnten die Wissenschaftler die Kohlenstoff 14-Methode anwenden, das Ergebnis mit den Jahresringen vergleichen und die Apparatur entsprechend eichen. Sie ist mittlerweile zu einer exakten und zuverlässigen Methode geworden.

Als man die Kohlenstoff 14-Methode auf das aus Holzpfeiler-Palisaden gebaute Sonnenobservatorium der Kelten anwandte, konnte man sich auf die angezeigten Werte des Meßgerätes verlassen.

Die auf diese Art und Weise gewonnenen Werte eines mit primitiven Werkzeugen des Mittelsteinzeitalters erdachten und in die Realität umgesetzten „Keltenkalenders“ haben einen besonderen Stellenwert innerhalb der Geschichte erhalten. Eine Geschichte, wie sie immer war, weil existent, aber eben nicht in der Vorstellung der Menschen. Derartige Forschungsergebnisse brachten endlich Klarheit in die von Vorurteilen und Unkenntnis geprägten Vorstellungen über die Geschichte unserer Vorfahren, der Kelten.

Sie beweisen, daß im Herzen des geographischen Europas, lange vor den Kulturen Griechenlands und des Mittleren Ostens, Menschen lebten, denen die Naturgesetze, die Sprache des Universums nicht fremd waren. Es waren die Kelten, der Hauptstamm der Europiden schlechthin, von denen auch der Ableger der Hellas abstammte.

Jene frühe Hochkultur, die im Gebiet des heutigen Bayern angesiedelt war, fällt in die Periode des Mesolithikum. Da sie mit beträchtlichen kulturellen und zivilisatorischen Fortschritten verbunden war, kann man sie ohne weiteres als „Mesolithische Revolution“ bezeich-

nen, will man nicht einige hundert Jahre unterschlagen, die noch zum Mittelsteinzeitalter gehören. Wenn auch die Kelten von Meisterthal mit ihrem Sonnenobservatorium bewiesen haben, daß der Mensch unter den damaligen primitiven Verhältnissen bereits zu beträchtlichen Leistungen imstande war, so entwickelten sich diese keinesfalls quasi über Nacht. Vielmehr bestand die Entwicklung aus vielen einzelnen Leistungen, die dem vorausgegangen waren. Die Menschen jener Zeit entwickelten ihre Kenntnisse am Übergang der Altsteinzeit, dem Paläolithikum, zum Mesolithikum aus ihren Erfahrungen mit Ackerbau und Viehzucht heraus, die den Schwerpunkt ihrer Bemühungen zur Erwirtschaftung ihres Lebensunterhaltes bildeten. Aus der praktischen Auseinandersetzung mit den Gegebenheiten der Natur entstanden erste Ansätze einer technologischen Entwicklung.

Im Gebiet der süddeutschen Hochebene dürften die daraus resultierenden Erkenntnisse von Region zu Region variiert haben, und nicht immer stand die technologische Entwicklung zwangsläufig in Verbindung mit dem Ende der Eiszeit, wie die Welt es von den Mongolen und den nordamerikanischen Indianern weiß. Zur Herausbildung technologischen Grundlagenwissens bedurfte es bestimmter Individuen, die von den Anforderungen der Jagd nach Mammuts und Rentieren ausgenommen waren, die also die Muße fanden, über die vorgegebenen Bedingungen nachzudenken und daraus bestimmte Schlüsse zu ziehen. Menschengruppen, die sich, statt den Wildherden zu folgen, beispielsweise im Bereich des Bodensees niederließen, fanden dort Lebensbedingungen vor, die es ihnen ermöglichten, ihren Lebensunterhalt, statt ausschließlich durch die Jagd, zusätzlich durch Ackerbau und Fischfang zu gewährleisten. Der See bot großen Fischreichtum, in den umliegenden Wäldern lebte jagdbares Wild. Eiweißreiche Nahrung war also im Überfluß vorhanden. Das durch den See bedingte mildere Klima erwies sich ebenfalls als vorteilhaft. Erste Versuche im Ackerbau bestanden darin, daß die Menschen die Samen der wild wachsenden Gräser für ihre Zwecke zu nutzen begannen. War es noch relativ mühevoll, die Samen der wildwachsenden Gräser zu sammeln, bestand der nächste Schritt darin, die Samen nicht alle für Nahrungszwecke aufzubrechen, sondern sich einen Vorrat

anzulegen, der zur späteren Aussaat dienen sollte. Doch auch hier bedurfte es eines lang andauernden Erfahrungsprozesses, bis die gewünschten Resultate erzielt werden konnten. Derartige Entwicklungen haben vor ca. zehntausend Jahren stattgefunden. Der nachfolgende Auszug aus dem Bericht einer Archäologengruppe, die Ende des vorigen Jahrhunderts die ersten Grabungen vorgenommen hatte, vermittelt einen Eindruck von den damaligen Lebensbedingungen:

An den Rändern des Bodensees hatte eine kleine Pioniergruppe, darunter der königlich-württembergische Oberst a.D. von Tröltsch und der Konstanzer Ludwig Leiner, im Moor konservierte Dörfer freigelegt, von denen eines bis auf 10.000 Jahre zurückdatiert war. Nicht weniger als vierundfünfzig Hütten wurden bei den ersten Ausgrabungen freigelegt. In der Rekonstruktion stellte sich heraus, daß sie auf in den Boden gerammten Baumpfählen gestanden hatte, drei Meter über den normalen Wasserpegel des Bodensees hinausragend.

Außer Feuersteinmessern, Pfeilspitzen und Harpunen, Spinnwirteln und Spindeln, Netzgewichten und Schwimmern, Körben, Töpfen, Schalen und Schüsseln, Knochen von Haus- und Wildtieren, wurden auch Speisereste wie verkohltes Brot und Hirsekuchen, Obst- und Gemüsereste, Weizen-, Emmer- und Gerstenähren, Geflechte, Gewebe und Tausend anderer Dinge an das Tageslicht befördert.

Der außergewöhnlich trockene Winter 1897/98 kam dem Unternehmen der archäologischen Grabungen zugute. Die weithin wasserfreien Seeränder gaben damals nicht nur Berge von Fundmaterial frei – was allerdings zum größten Teil von ungeladenen Raubgräbern bei Nacht und Nebel verschleppt wurde –, sie erlaubten auch die topographische Aufnahme mehrerer Dörfer. Die Vermessung der Pfahlsiedlung ergab eine Länge von 410 Meter und eine Breite von 50 Metern. Dies ist nur ein Teilausschnitt jener archäologischen Untersuchungen vom Bodensee und seiner unmittelbaren Umgebung, die aber von eminenter Wichtigkeit erscheint, da sie aufzeigt, daß die Kelten vor 10.000 Jahren bereits diverse Getreidesorten, Brot und Kuchen kannten -eine sogenannte Vollwertkost deren täglichen Hunger stillte. Weil im Vollkorn alle lebenswichtigen Mineralien vorhanden sind, fiel

es dem Berichterstatter offensichtlich nicht schwer, den Bewohnern dieser Siedlung eine höhere Lebenserwartung zu unterstellen, als dies bei nomadisch lebenden Völkern der Fall war, die sich fast ausschließlich von Rentierfleisch ernährten.

Sie folgten den Mammuts und den Rentieren

Die auf der süddeutschen Ebene Zurückgebliebenen, die sich mittlerweile die Erhabenen = Kelten nannten, hatten sich etwas einfallen lassen, um sich vom Fleisch, den Knochen und Fellen jener Tiere, die ihrerseits der keimenden Nahrung hinterherzogen, wenigstens teilweise unabhängig zu machen.

Die sich nun langsam zurückziehende Eiszeit hatte das gesamte nördliche und Teile des mittleren Europas mit einem dicken Eispanzer zugeeckt, der von England im Westen bis zum Ural im Osten und nach Süden bis zum fünfzigsten Breitengrad reichte. Aber auch die Alpen waren mit mächtigen Eismassen bedeckt. Das sich zum Ende der Eiszeit langsam wieder erwärmende Klima sorgte schon bald für einen stetigen Rückzug des Eispanzers, der eine leblose Geröllwüste hinterließ, die erst nach und nach wieder von Pflanzen und Tieren bevölkert wurde.

Flechten, darunter die *Cladonia Rangiferina* (Rentierflechte), eine Symbiose aus Alge und Pilz, gehörten zu den ersten Lebensformen, die die vormalige Eiswüste zu besiedeln begannen. Die Rentierflechte wurde von den Tieren, nach der sie benannt wurde, als Futter geschätzt, sie ist ebenso wie die Rentiere an die rauen Bedingungen des Tundraklimas hervorragend angepaßt. Flechten gedeihen am besten in kühler und staubfreier Atmosphäre und entwickeln sich selbst auf dem anspruchlosen und steinigen Untergrund, den die zurückweichenden Gletscher und Eismassen zurückgelassen hatten. Flechten gelten deshalb als Pionierpflanzen, die anderen Pflanzenformen den Boden bereiten und den davon lebenden Tieren Nahrung schenken. Diese wiederum tragen durch ihre Ausscheidungen zur Düngung des Bodens bei, was dessen Volumen und Qualität verbessert. Aus dem Zusammenspiel von Flechten und den diese abäsenden Tieren entwickelte sich auf diese Weise ein auch heute noch in den nördlichen Regionen weit verbreitetes Ökosystem, die Tundra. Mit dem ersten Bodenbewuchs drangen auch die Bäume in den neu gewonnenen Lebensraum vor.

Das Doppelwesen aus Pilz und Alge, die *Cladonia Rangiferina*, beruhte auf einer sinnvollen Form der Arbeitsteilung. Die Pilze in der Symbiose sorgen für die Aufnahme von Wasser und Nährsalzen, die Algen für organische Nährstoffe. Die Vermehrung der Rentierflechte erfolgt entweder vegetativ durch Ableger oder mittels eines allein vom Pilz ausgebildeten Fruchtkörpers, dessen Sporen sich wieder neu mit bestimmten Algen verbinden. Die Flechten kommen in krustiger, staubförmiger, strauchiger und auch laubartiger Gestalt vor. Sie wachsen auf oft extrem trockenen, sonnigen oder kalten Standorten und wirken kultivierend für andere Pflanzen. Wie bereits erwähnt, sind sie empfindlich gegen Verschmutzungen der Luft und daher in der Regel nur in Gegenden weitab von den Quellen der Luftverschmutzung vorzufinden. Ihr gleichmäßiges Wachstum läßt im Zusammenhang mit dem Untergrund, auf dem sie entstanden sind, Rückschlüsse auf ihr Alter zu.

Dieses krause, pilzhaltige Gewächs also ist es, das die Rentiere den eisigen Winter überleben läßt. Als die Ausläufer der Gletscher noch bis nach Zentraleuropa hineinreichten, hatten die damaligen Menschen die Rentiere mitsamt deren Futter quasi vor der Haustüre. Die Menschen folgten den Wanderungen der Rentierherden. Ihre Unterkunft, bestehend aus Rentierfellen, war schnell auf- und wieder abgebaut. Dadurch waren sie dem Zugverhalten der Herden bestens angepaßt.

Rentiere bilden auch heute noch die Lebensgrundlage der Lappen, die in Skandinavien im Gebiet des nördlichen Polarkreises zuhause sind. Das Nomadenleben haben diese allerdings zugunsten einer seßhaften Lebensweise aufgegeben. Auch sie leben inzwischen in festen Häusern und bedienen sich der allgemein vorfindbaren zivilisatorischen Errungenschaften.

Das Verbreitungsgebiet der Lappen, der nördlichste Teil von Fennoskandia, ist heutzutage aufgeteilt unter Norwegen, Schweden, Finnland und Russland. Es handelt sich hierbei um ein rund 400.000 qkm großes Gebiet mit etwa einer Million Einwohnern, darunter ca. 30.000 Lappen. Lappland senkt sich vom skandinavischen Gebirgsrücken nach Osten hin zu einer niedrigen Wald- und Sumpflandschaft

innerhalb des Polarkreises. Das gesamte Gebiet unterliegt im Winter der Polarnacht und im Sommer der Mitternachtssonne. Das Nordkap beispielsweise kommt 74 Tage ohne direktes Sonnenlicht aus. Die Bewohner dieser Gegenden sind an diese für uns Mitteleuropäer schier undenkbaren Verhältnisse bestens angepaßt. Wochenlang in einer mehr oder weniger stark ausgeprägten Dunkelheit zu leben, erfordert eine bestimmte Form von Anpassungsfähigkeit, die nur jenen gegeben ist, die unter diesen Bedingungen aufgewachsen sind.

Es sind gewissermaßen die letzten der den Rentieren folgenden Europiden, die einst vom Süden aus den Rentierherden und den sich vor ihnen immer weiter zurückziehenden Eismassen gefolgt sind, bis es dann nicht mehr weiterging und die Ränder des nördlichen Eismeres erreicht waren. Der Beginn der letzten Eiszeit läßt sich bis heute nicht genau bestimmen. Immerhin aber haben interessierte Wissenschaftler Erkenntnisse zusammengetragen, die bis ins Pliozän (Tertiär) der Gauss-Epoche zurückreichen. Darin fanden sich Kalt- und Warmzeiten in fortwährendem Wechsel: Epochen, in denen die Zeitspannen in kurzen, dann wiederum längeren Intervallen sich abwechselten, die von einigen zehntausend bis einigen hunderttausend Jahren reichten. Heute weiß man, daß die derzeitige Warmzeit eine klimatische Ausnahmeerscheinung darstellt und es keine Garantie dafür gibt, daß diese nicht ebenso wie alle vorherigen irgendwann wieder zuende geht. Mir ist mittlerweile klargeworden, daß die Kaltzeitperioden entsprechend der Warmzeiten vom Neigungswinkel der Erdachse zu ihrer Umlaufbahn um die Sonne abhängig sind. Steht sie senkrecht, so gibt es die sogen. Eiszeit, die Polregionen werden vergletschert. Eine Warmzeit entspricht unserer gegenwärtigen. Die Eiszeit ist hinreichend dokumentiert, es begann sich vor etwa 20.000 Jahren abzuzeichnen. Im Verlauf der dann einsetzenden Warmzeit begann sich auch neues Leben auszubreiten.

Der gesamte Eispanzer, der sich seit mehr als sechzigtausend Jahren auf dem europäisch/asiatischen sowie dem nord- und südamerikanischen Kontinent ausgedehnt hatte, begann nun kontinuierlich wegzuschmelzen. Allein der fünfte Kontinent, der weit genug vom Sockel des Südpols gelegen war, entging der letzten großen Vereisungszeit.

In Europa waren sämtliche Gebiete nördlich des fünfzigsten Breitengrades von Eis bedeckt, einschließlich Teilen der heutigen Nordsee-, die es damals in der heutigen Form noch nicht gegeben hatte, da der Meeresspiegel um rund hundert Meter tiefer gelegen hatte. Deshalb waren auch die heutigen britischen Inseln noch keine Inseln, sondern Bestandteil des kontinentalen Europas mit einer direkten Landverbindung. Europa war also vom Eis bedeckt, soweit das Auge reichte, von der Rheinmündung bis zu den Rändern des deutschen Mittelgebirges, keinesfalls als gerade Linie existierend, sondern den Gegebenheiten von Landschaft und den Niederschlägen beeinflusst, von denen der Zustand der Eismassen abhing.

Im Land der Kelten – andere Menschen gab es damals nicht, nicht hier in Mitteleuropa und egal welchen Namens – wurden die Ränder der Eisgletscher sehr schnell in flüssige Form aufgelöst. Und da das abtauende Gletschereis sich in Flüssen zum Meer hinbewegte, dienten diese auch zu Fortbewegungszwecken. Die wärmenden Sonnenstrahlen legten nun Meter um Meter natürlichen Bodens frei, auf dem bereits vor etwa einer Million Jahren die sogenannten ersten Europiden der Heidelberger Kulturen wandelten. Nackt wie in allen subtropischen/tropischen Regionen, bis sie die hereinbrechende Kälte vertrieb.

Je dicker das Eis, desto langsamer der Auftauvorgang der Gletscher, aber die Sonnenstrahlen schafften es dennoch, die Gletscherzunge bis zu 200 Metern pro Jahr zurückzudrängen.

Das neu erstandene Land besiedelten, wie bereits erwähnt, die Rentierflechten, die von jeher an sauberes und kaltes Klima bestens angepaßt waren. Und ihnen folgten die Rentierherden nach Norden.

Der größte Teil jener Ur-Europiden folgte wie gewohnt den vertrauten Spuren der Rentierherden. Wobei sie Jahr für Jahr nur so weit nordwärts zogen, wie das Gletschereis zurückwich, also zirka zweihundert Meter, je nach Wärme des Sommers, eine Strecke also, die kaum eine Landschaftsveränderung im Bewußtsein der Menschen mit sich brachten. Denn mit dem Einbruch der Winterzeit zogen die Rentiere dem nicht so kalten Süden zu.

Die durchschnittliche Lebenserwartung Jener damaligen Bewohner der europäischen Tundra-Regionen lag bei nicht mehr als 16 Jahren. Kaum vorstellbar für heutige Verhältnisse. Die damaligen Lebensbedingungen aber forderten von den Bewohnern einen hohen Tribut. Sie lebten unter nur wenig besseren Bedingungen als die Tiere jener Zeit, mußten sich mit dem zufriedengeben, was durch die Jagd und die Verarbeitung der getöteten Tiere hervorgebracht wurde. Sie lebten im wahrsten Sinne des Wortes von der Hand in den Mund und waren auf Gedeih und Verderb von klimatischen und sonstigen natürlichen Umständen abhängig.

Im Frühjahr nach einem Winter mochten es dieselben Gebiete gewesen sein, die die Rentierherden aufsuchten. Die durch den Rückzug des Eises bedingten landschaftlichen Veränderungen dürften den Menschen jener Zeit, gemessen an deren kurzer Lebensdauer, kaum richtig zu Bewußtsein gekommen sein. Sie erlebten den Wechsel der Jahreszeiten als Kontinuum und konnten mit Sicherheit noch keinerlei Bewußtsein davon entwickeln, in welcher erdzeitlichen Epoche sie sich eigentlich befanden. Ein derart kurzes Menschenleben reichte einfach nicht hin, den klimatischen Wechsel tatsächlich als solchen wahrzunehmen, denn auch dieser Wechsel vollzog sich in einem gemessen an einem Menschenleben viel zu großen Zeitraum, als daß er als Veränderung wahrnehmbar geworden wäre.

Dennoch hatte der damals existierende Mensch bereits Fähigkeiten entwickelt, die es ihm erlaubten, sich den anderen Kreaturen gegenüber als überlegen anzusehen, auch wenn dies noch auf einer für heutige Verhältnisse primitiven Stufe erfolgte.

Es waren also nicht in erster Linie die Fußkranken, die rund um das Schwabenmeer sich ansiedelten, sondern jene mit einer bereits hinreichend entwickelten Intelligenz, die die Möglichkeiten verbesserter Lebensumstände in einem seßhaften Dasein erkannten. Sie mußten sich nicht immer wieder auf ein verändertes Territorium umstellen, sondern konnten ihre gesamte Aufmerksamkeit auf die Gestaltung ihrer Umgebung legen. Waren ihre Vorfahren im Sommer den Rentierherden in den Norden gefolgt, um im Winter an den See zurückzukehren, zogen sie es vor, an Ort und Stelle zu bleiben. Zwischen

nomadisch lebenden Stämmen und den Seßhaften begannen sich kulturelle Unterschiede herauszubilden, die auch die sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten mit einschlossen. Auf der süddeutschen Hochebene begann sich eine neue Kultur zu entwickeln.

Die Rentierherden und die ihnen folgenden Stämme zogen weiter nach Norden, bis sie eines Tages die Nord- und Ostsee erreicht hatten. Wobei sie bereits vor zwölftausend Jahren an der heutigen Deutschen Bucht und der Frischen Nehrung angekommen waren.

Das alles aber hatte sich, wie bereits erwähnt, über einen im Bezug auf ein Menschenleben sehr langdauernden Zeitraum erstreckt. In den achttausend Jahren seit Beginn der neuen Warmzeit kam es so, bedingt durch grundlegende weltklimatische Veränderungen, auch zu einer Veränderung in der Evolution des Menschen. Eine epochale Wende in der Menschheitsentwicklung begann sich zu jener Zeit abzuzeichnen, und sie sollte weitreichendere Folgen haben, als alles zuvor Dagewesene. Das sich zurückziehende Eis der Gletscher schuf Platz für die Ausbreitung sowohl des pflanzlichen und tierischen als in dessen Folge auch des menschlichen Lebens. Der Lebensraum vergrößerte sich in großem Maßstab und damit die den Menschen gegebenen ökonomischen und kulturellen Möglichkeiten.

Das Leben der Nomaden war entbehrrungsreich und kräftezehrend. Im Winter machten Kälte und Frost vor allem den Kindern und Alten zu schaffen, im Sommer litten Mensch wie Tier unter den in der Tundra vorkommenden Mückenschwärmen. Dennoch mußte es auch lichte und fröhliche Momente im Leben der Nomaden gegeben haben, ansonsten kein Leben als lebenswert erschienen wäre. Im Vordergrund stand jedoch Sommers wie Winters immer wieder der Kampf ums Überleben, die Sorge um Nahrung und Gesundheit. Das Leben dieser unter heutigen Verhältnissen als einfach zu bezeichnenden Menschen als sorgenfrei zu bezeichnen, wäre also weit hergeholt und ginge an jeglicher Realität vorbei. Zwar waren die damaligen Menschen nicht in ein System von staatlich festgelegten Rechten und Pflichten eingezwängt, dennoch konnten sie keineswegs tun und lassen, was ihnen gerade so in den Sinn kam. Auch das nomadische Leben verlief nach Regeln, an die sich die Mitglieder einer Gemein-

schaft zu halten hatten. Diese waren zwar von keiner übergeordneten Autorität vorgegeben, doch erschien den Menschen ihre Existenz als von starken äußeren Mächten bestimmt. Die Naturerscheinungen regten zur phantasievollen Ausgestaltung der erfahrenen Gefahren und Ängste ein und erzeugten Vorstellungen von Geistern und Göttern, denen zu unterwerfen als geboten schien, sollte das eigene Wohl und Wehe nicht in Gefahr gebracht werden. Die Ursprünge heutiger Religionen liegen in Ängsten und Angsterfahrungen begründet, die die Menschen begrifflich und bildlich auszugestalten sich anschickten. So gesehen unterlagen diese Menschen selbstgeschaffenen Zwängen, denen sie sich mehr oder weniger widerstrebend unterwarfen. Herausragende Führer machten sich die Ängste ihrer Untertanen zunutze, indem sie sich als Mittler zu den höheren Mächten empfahlen und deren Beherrschung versprachen.

Die Rentierjäger lebten natürlich nicht nur von Rentierfleisch allein. Auf ihren Wanderungen waren sie immer wieder gezwungen, größere und kleinere Gewässer zu überwinden. Sie jagten auf ihren Wanderungen also nicht nur Rentiere, sondern auch Fische, fingen Flußkrebse und sammelten Muscheln. Sie ernährten sich auch von Wurzelgemüsen und sonstigen Pflanzen, die sie als essbar erfuhren. Das Ren aber war und blieb ihre wichtigste Nahrungsquelle. Es lieferte Fleisch und Fell und andere Materialien, die sie zu nützlichen Gegenständen und Werkzeugen verarbeiten konnten. Die Felle und Rentierhäute wurden zu Kleidung, Zelten, Zuggeschirr und Seilen verarbeitet. Die Schlitten, die von Rentieren gezogen wurden, entstanden aus biegsamen jungen Birkenbäumen, die mit Rentierlederschnüren zusammengehalten wurden. Damit transportierten die Nomaden ihr Hab und Gut, aber auch hilflose Kranke und Alte sowie ihre Zelte und die dazugehörigen Zeltstangen, die sie mit sich nahmen, sollten sie in Gebiete gelangen, in denen kein Holz zu finden war. Waren die als Zeltstangen vorgesehenen Stämmchen erst einmal getrocknet, hatten sie weniger Gewicht und mußten nicht immer wieder mühevoll geschlagen werden.

Umweltbewußtsein im heutigen Sinne besaßen die damaligen Menschen nicht. Es existierten aber auch nicht jene Beeinträchtigungen für

die Umwelt, wie wir sie heute kennen und die überhaupt erst Umweltschutz im heutigen Sinne notwendig gemacht haben. Das will aber nicht heißen, daß vormalige Kulturen immer im Gleichklang mit der Natur gelebt haben, wie heute oft angenommen wird. Auch damals kam es zur Überjagung und Ausrottung ganzer Tiergesellschaften, entzogen sich die Menschen damit ihre Lebensgrundlagen selbst.

Die nomadisch lebenden Stämme kannten ursprünglich noch keine Steinäxte, diese wurden von den am Schwabenmeer ansässigen Kelten entwickelt. Die Steinäxte, versehen mit sehr harten und widerstandsfähigen Steinklingen, erwiesen sich als vorteilhaft, wenn es um das Töten und Schlachten der Tiere ging. Aber auch zum Fällen und Bearbeiten von Bäumen, die für den Hausbau benötigt wurden, dienten die Steinäxte, halfen Kraft und Zeit sparen und ermöglichten auf diese Weise ein rationelleres Arbeiten. Deshalb galt der Bearbeitung geeigneter Steine besondere Aufmerksamkeit und Fürsorge, entwickelten sich gerade an diesen werkzeugschaffenden Tätigkeiten neue und wertvolle Fertigkeiten.

Die Steinwerkzeuge ermöglichten es den Menschen, sich gegenüber den immer als übermächtig empfundenen Naturgegebenheiten ein entscheidendes Stück mehr zu behaupten und zu emanzipieren. Dennoch erschien die Natur den Menschen auch angesichts der verfügbaren Hilfsmittel immer noch als mehr oder weniger unbeherrschbar. Die Abhängigkeit von Pflanzen und Tieren konnte auch durch verbesserte Werkzeuge nicht grundsätzlich aufgehoben werden.

Das Leben in den weiten und größtenteils baumlosen Tundren war keineswegs einfach. Die Ausbreitung der Wälder erfolgte, gemessen an der menschlichen Lebenszeit, in endloser Langsamkeit. Brennmaterial mußte aus Tierdung gewonnen werden, sofern nicht Bäume vorhanden waren, die verfeuert werden konnte. Das Leben mußte erbarmungslos und hart gewesen sein in dieser monotonen Einöde. Die Bewohner der Steppen aber waren zeitlebens nichts anderes gewohnt, und sie haben sich eben so gut es ging in diesen Lebensumständen eingerichtet. Etwas anderes kannten sie nicht, ihnen fehlte

jeglicher Vergleich. Der Selbsterhaltungstrieb ließ sie alle Entbehrungen ertragen.

Weder Skelettfunde noch Darstellungen in der Art von Höhlenzeichnungen vermitteln das äußere Bild derer, die einst von der Fränkischen Alp, der Süddeutschen Hochebene den Mammuts und Rentierherden in den Norden und Nordosten folgten. Außer einigen Höhlenfunden, bei denen etwa den Rentiergeweihen diabolische Gesichtsausdrücke eingeritzt worden waren, gibt es keinerlei bildliche Hinweise auf die Lebensweise der nomadisch lebenden Stämme. Sie alle gehörten zur Gattung des *Homo sapiens sapiens*, denn der Neanderthaler war bereits vor etwa 40.000 Jahren ausgestorben. Über die Ursache des Verschwindens dieser Menschengattung gibt es unterschiedliche Deutungen. Eine Rekonstruktion des Aussehens der damaligen Menschen aus Schädel- und anderen Knochenteilen vermag uns ein hinlängliches, wenn sicherlich auch nicht exaktes Bild vom Aussehen dieser Ureinwohner Europas vermitteln.

Beispielsweise vom Aussehen der heutigen Lappen auf das der frühen Nomadenvölker zu schließen, ist mit Problemen behaftet. Seit die ursprünglich von den Nordufern des Mittelmeeres stammenden Menschen vor 20.000 Jahren nach Norden aufgebrochen sind, haben sich grundlegende Veränderungen ereignet.

Auf ihren langen Wanderungen durch Wälder und über Gebirge hinterließen diese Menschen immer wieder ihre Spuren. Funde in Mooren, die einer natürlichen Konservierung unterworfen waren, lassen immer wieder Rückschlüsse auf die Lebensweise der Nomaden zu. Forscher nehmen an, daß sich die Menschen an den Gestaden der Nordsee, die damals erst an der Doggerbank begann, etwa drei Viertel des Jahres zubrachten, um in den wenigen verbleibenden frostfreien Monaten den Wildherden folgend ins Landesinnere zu ziehen. Und dies in kleinen Familienklans, die bis zu neun Personen zählten.

Ausgrabungen von Lagerplätzen der sogenannten „Kjökkemnäidgee“, den „Küchenabfallleuten“, vermittelten ein Bild von den Lebensgewohnheiten jener Zeit. In der Nähe ihres Lagerplatzes wurden sämtliche Lebensmittelabfälle, also die Reste von Austern und sonstige Überreste, auf einen Haufen geworfen. Der an der Küste ständig

wehende Wind deckte diese Speisen- und Lebensmittelreste mit Sand zu, Gras wuchs darüber, so daß eine natürliche Konservierung erfolgte.

Vor etwa 9.450 Jahren war das gesamte Inlandeis weggeschmolzen und dem nun wärmeren Klima gewichen. Über das heutige Dänemark existierte eine natürliche Landverbindung nach Skandinavien hinauf, denn der damalige Meeresspiegel lag immer noch etwa 50 Meter unter dem heutigen. Die *Cladonia rangiferina* breitete sich immer weiter aus, die Rentierherden folgten ihr nach. Die Ostsee war erst im Laufe der letzten Eiszeit entstanden, gebildet durch die Eismassen und Verwerfungen der Erdkruste. Das dabei entstandene natürliche Becken füllte sich mit dem Wasser aus den abschmelzenden Gletschern.

Die Besiedlung des heutigen Skandinavien erfolgte ebenfalls in dem Maße, in dem sich die Eismassen zurückzogen. Die Mammut- und Rentierherden folgten den freiwerdenden Gebieten, die zuvor von den Rentierflechten erobert worden waren. Diesen ganzen Prozeß muß man sich als eine kaum wahrnehmbar vonstatten gehende Entwicklung vorstellen, die über die Jahrhunderte und Jahrtausende hinweg dennoch grundlegende Veränderungen nach sich zog. Den nomadisch lebenden Menschen erschloß sich durch den Rückzug des Eises mit einiger Verzögerung ein immer größerer Lebensraum, der auch immer mehr Pflanzen und Tieren Platz bot.

Über dem nördlichen Polarkreis dann erlebten die Menschen schließlich ein Naturphänomen, das sie bisher so nicht gekannt hatten. Im Sommer wird es in diesen Regionen nicht mehr richtig dunkel, während im Winter sich die Sonne über Wochen hinweg überhaupt nicht mehr zeigt. Es bedurfte sicherlich einige Generationen, bis sich die dort zugewanderten Menschen an diese Umstände angepaßt hatten. Dies mag sie zu dem Schluß geführt haben, im Gebiet der ewig scheinenden Sonne angekommen zu sein. Wie die Menschen diese neue Erfahrung verarbeitet und interpretiert haben, kann heute nur noch spekulativ betrachtet werden. Möglicherweise wähten sie sich in einer Art von Paradies angekommen, möglicherweise aber erfüllte sie diese Entdeckung auch mit Schrecken, denn den langen Tagen

folgten ja irgendwann die langen Nächte. Man kann sich eine Szene aus damaliger Zeit vielleicht folgendermaßen vorstellen:

In Festtagsstimmung lagern die Menschen an den sanft abfallenden Hängen. Feuer werden angezündet, an mehreren Stellen zugleich, denn auch das Feuer birgt einiges von der geheimnisvollen Kraft der Sonne: Wärme und Licht.

Darüber verbreitet das würzige Aroma aus den ätherischen Ölen, die beim Verbrennen der grünsaftigen Fichten- und Kiefernadeln die Atmosphäre rundum mit deren Aroma bereicherten. Die Seele, das Gemüt gestärkt durch Sonnenschein und Feuer, den Körper mittels des Rentierspießbratens, fiel der eine oder die andere, je nach Alter und körperlicher Verfassung, in erholsamen Schlaf. Manche schliefen gleich zehn Stunden lang an einem Stück, aber ganz egal, wie lange deren Schlaf dauerte, wann immer sie die Augen geöffnet, war die Sonne so oder so irgendwo am Himmel sichtbar geblieben, und das war sehr beruhigend. Einige blieben für längere Zeit wach, hielten Wache. Sobald das Feuer zur Neige ging, wurde neues Holz in die Glut gelegt. Man spielte, tanzte und aß, bis man auch dessen müde geworden war. Denn irgendwann hat eben alles sein Ende. Das Rad des Schicksals drehte sich sowieso weiter, und Feste können das Sterben, das Neugeborenenwerden nur beschleunigen. Die Lebenden werden die Toten beerdigen, zuallererst aber werden die Neugeborenen versorgt und warmgehalten. Und zum Leidwesen aller hat auch alles Schöne und Gute ein Ende, so auch die Mitternachtssonne, die sich dem Winter entgegen immer weiter hin zum Horizont und darunter zurückzog. So gingen die Tage gemächlich aber stetig ihrem gewohnten Wechsel entgegen.

Einem Wechsel allerdings, der im hohen Norden sehr schnell vor sich gehen kann: Frühling, Sommer und Herbst zusammen dauern gerade so lange, wie anderenorts der Frühling allein. Bevor sich die Menschen versehen hatten, war der Sommer wieder vorbei, begannen die Moose, Kräuter und das Herbstlaub die Farben des Herbstes anzunehmen. Und auch der Herbst dauerte nur eine kurze Zeit und wich endgültig einem harten und langandauernden Winter, der die Menschen immer wieder einer schweren Prüfung unterzog. Die

Menschen aber lernten auch mit diesen besonderen klimatischen Bedingungen umzugehen. Sie lernten, sich Vorräte für die kalte Winterszeit zuzulegen und ihre Behausungen entsprechend einzurichten. Sie bedienten sich dazu schließlich auch der Feldsteine, die überall herumlagen und begannen daraus widerstandsfähige und igluähnliche Unterkünfte zu bauen. Sie schichteten Stein auf Stein und dichteten die Fugen mit Moos und Erde ab. Damit die Abdichtung nicht weggeweht wurde, legten sie Steinplatten darauf. Einige Spalten wurden absichtlich nicht vollkommen abgedichtet, damit eine natürliche Belüftung der Unterkunft erhalten blieb. Das Innere wurde mit Rentierfellen ausgelegt, so daß auch bei tiefen Temperaturen ein hinreichender Kälteschutz gewährleistet blieb. Nebenbei aber mußten die Rentierherden auch weiterhin beaufsichtigt werden. Diese Aufgabe blieb gesunden und kräftigen jungen Männern überlassen. Die Herden waren die Garantie dafür, daß sie den Winter überstehen konnten, deshalb wurde ihnen immerzu ein besonderes Augenmerk gewidmet. Die Herden waren nicht nur zusammenzuhalten, sie mußten auch gegen Wölfe und andere Raubtiere geschützt werden. Auch der Winter war also mit wichtigen und nie endenden Aufgaben angereichert.

Die langen und kalten Winter ließen sich nur mit Dauerfeuern überbrücken, und wohl nirgends wurde der wiederkehrende Frühling derart freudig begrüßt, wie von diesen Menschen im Norden des Kontinents.

Diese vor knapp neuntausend Jahren aus der Mitte Europas aufgebrochenen Menschen dürften überhaupt die ersten gewesen sein, die so weit im Norden sich anzusiedeln begonnen hatten. Wenn überhaupt, dann konnte es kein Homo sapiens oder gar ein Homo sapiens sapiens gewesen sein, möglicherweise vielleicht ein Homo erectus. Denn die letzte Warmzeitperiode ereignete sich vor mehr als 100.000 Jahren, und wer weiß schon genau, ob denn dieser Erdteil vom Eise überhaupt befreit war. Der Homo erectus aber hätte es mit seinem um einiges kleineren Gehirn und der damit einhergehenden Intelligenz wohl nicht geschafft, die damals bestehenden Gefahren zu meistern.

Einzelne Gruppen des Homo sapien, eine Art Ur-Europiden, könnten bis in den Hohen Norden und zum Uralgebirge gezogen sein, sofern sie überhaupt so weit gekommen waren, denn je weiter sich die Menschen von den wärmenden Wassermassen der Meere entfernt hatten, desto kälter und unwirtlicher wurden die klimatischen Bedingungen.

Auf der anderen Seite des Ural, weiter östlich im Land der Mongoliden, d.h. Asiaten, fanden ähnliche Wanderbewegungen statt, diese jedoch bereits vor etwa 600.000 Jahren. Diese Wanderungen führten bis ins heutige Amerika. Dies wurde möglich, weil Sibirien damals noch mit besseren klimatischen Verhältnissen, d.h. weniger Niederschlägen gesegnet war, als andere nördliche Weltgebiete. Die Mongoliden folgten ebenfalls den ziehenden Rentieren – dort Karibus genannt – über die jeweils leergelaufene Beringsee im Auf und Ab der Warm- und Kaltzeiten.

Der niedrige Meeresspiegel zeichnete damals eine andere Landkarte als heute und schuf damit Landverbindungen, die heutzutage im Meer liegen.

Der Keltenkalender und die Megalithbauten

Nahezu alles ist zählbar, so auch die zahlreichen Buchtitel und Abhandlungen, die über Stonehenge und über die Megalithbauten im allgemeinen verfaßt wurden. So behaupten manche, sie stammten von einem einzigen Volk – einem Kulturvolk von einer kleinen und steinernen Insel inmitten des Mittelmeeres, denen es irgendwann plötzlich einfiel, quer durch Europa zu ziehen, um im heutigen Britannien erst wieder halt zu machen und etwas ganz neues zu erschaffen. Auf ihrem Weg quer durch Europa hinterließen sie ihre Megalithbauten. Klingt einleuchtend, stammen derartige Vermutungen doch aus der Feder eingefleischter und eingenebelter Insulaner. Solche und ähnliche Artikel wurden in großer Zahl verfaßt von jenen, die sich um die Jahrhundertwende an diesem großen Rätselraten beteiligten. Bei der besagten und im Mittelmeer gelegenen Insel soll es sich anscheinend um Malta gehandelt haben. Bewiesen ist all dies nicht, vielmehr dürften derartige Mutmaßungen durch patriotische Beweggründe beeinflußt worden sein, denn daß es sich bei den oben genannten Einwanderern auch um Germanen gehandelt haben könnte, weisen diese Besserwisser natürlich weit von sich. Da bezieht man sich lieber auf vermutete Vorfahren, die im eigenen politischen Herrschaftsreich angesiedelt waren.

Andere wiederum glaubten, die Megalithkultur stamme ursprünglich von Außerirdischen ab. Weil ja die Steine so groß und schwer gewesen seien, und damals sicherlich kein irdisches Lebewesen über die für deren Errichtung notwendige Intelligenz verfügt habe. Und es sei bis heute ein Rätsel, was diese Bauten letztendlich darstellen würden.

Es dauerte tatsächlich geraume Zeit, bis man dahintergekommen war, daß es sich bei den Erbauern dieser Steinanlagen um Kelten gehandelt haben mußte, die dort vor mehr als 7.000 Jahren gelebt hatten.

Von den Germanen, die ja, wie überall zu lesen stand, asiatischen Ursprungs sein sollten, konnten diese Bauwerke nicht stammen.

Stattdessen bemühte man seine Phantasie und erfand Geschichten, die jeder ernsthaften Nachprüfung spotteten.

Es gab sie dennoch, jene Menschen mit einer beträchtlich entwickelten Intelligenz, die weder je eine Schule besucht hatten noch lesen und schreiben konnten. Allein durch mündliche und handwerkliche Überlieferung gelang es diesen Menschen, Kenntnisse und Fähigkeiten, die sie sich mühevoll und unter Entbehrungen angeeignet hatten, an nachfolgende Generationen weiterzugeben und diesen dadurch die Mittel für die weitere Entwicklung zu übertragen.

Was von ihnen ehemals in Meisterthal und an zahlreichen anderen Orten erbaut und später von den eindringenden Römern wieder zerstört worden war, blieb in Stonehenge der Nachwelt erhalten. Aber selbst die von den Römern angerichteten Zerstörungen lieferten noch genügend Hinweise auf die Erbauer dieser Anlagen. Und heute wissen wir dank neuer wissenschaftlicher Untersuchungsmethoden eben weitaus besser über die prähistorischen Gegebenheiten bescheid, als das noch vor hundert Jahren der Fall gewesen ist. Und dadurch ist auch mancher geschichtliche Irrtum als solcher enttarnt worden.

Doch zurück zu den Megalithen, den großen Steinen, wobei wir die kleinen nicht vergessen wollen. Denn ein jedes hat einmal klein angefangen – wie auch die Menschheit in Gestalt unserer Vorfahren.

Im Steinzeitalter haben die Steine als Werkzeuge eine besondere Rolle gespielt. Sie waren das natürlich vorfindbare Material, das zur Herstellung erster Werkzeuge zur Verfügung stand und ohne viel Aufwand gewonnen werden konnte. Die Steinzeit wird in drei Epochen eingeteilt:

- Altsteinzeit (Paläolithikum), von etwa 200.000 bis 10.000 vor der Zeitrechnung
- Mittelsteinzeit (Mesolithikum), von etwa 10.000 bis 4.500 vor der Zeitrechnung
- Jungsteinzeit (Neolithikum), bis etwa 2.000 vor der Zeitrechnung

Strenggenommen müßte vor der Altsteinzeit eine weitere Steinzeitstufe eingefügt werden, nämlich bis etwa 600.000 Jahre vor der Zeitrech-

nung zurückdatiert. Denn bereits vor ca. einer Million Jahre hatte der Homo erectus seine ersten Steinwerkzeuge lt. Prof. Dr. Stein, wenn auch in sehr primitiver Form, hergestellt. Es handelte sich dabei um die Heidelberger Kulturen. Steine standen schon immer zur Verfügung, und man kann durchaus unterstellen, daß deren erster Gebrauch bereits beim Übergang vom Tier zum Menschen stattfand, also vor etwa vier Millionen Jahren. Führt man sich vor Augen, daß selbst Tiere sich Ästen und Steinen als Hilfsmittel zur Erlangung des Futters bedienen, so kann man durchaus auch annehmen, daß die ersten Hominiden sich der Steine als Werkzeuge ebenfalls schon sehr früh bedient haben dürften. Der Beginn der Steinzeit könnte also ohne weiteres bereits am Übergang vom Tier zum Menschen angesetzt werden, etwa in Form einer Ursteinzeit.

Wie aus dem Text zu den nachfolgenden Abbildung zu entnehmen ist, wurden primitive Steinwerkzeuge bereits vor 350.000 Jahren benutzt. Dieses vor längerer Zeit existierende Lebewesen hat also seinen Beitrag zu einer Entwicklung geleistet, von der wir heutzutage profitieren. Mit der Nutzung erster Steinwerkzeuge wurde also mehr oder weniger der Grundstein für unsere heutige Technologieentwicklung gelegt.

Die Menschen der Urzeit bedienten sich der Materialien, die sie natürlicherweise in ihrem Lebensraum vorgefunden haben. Die Bearbeitung von kleinen Steinen erforderte weitaus weniger Aufwand als die von ganzen Felsblöcken. Durch die Bewegungen der Erdkruste entstanden mitunter natürliche Felsformen, derer sich die Menschen für ihre Zwecke bedienen konnten.

Steine jeder Größenordnung sind fast überall auf diesem Planeten zu finden. Insbesondere in Gebirgen und schroffen Flußtälern wurden diese von den niederstürzenden Wassermassen in Bewegung gehalten, wurden deren ursprünglich scharfe Ecken und Kanten mit der Zeit abgeschliffen. Die auf den Feldern, Wiesen und Äckern umherliegenden Steine dagegen wiesen oftmals scharfe Kanten und Ecken auf. Findlinge wurden sie genannt, eben weil man sie auf den Feldern finden konnte. Sie lagen sichtbar auf der Erdkrume, steckten bisweilen aber auch im Boden oder waren gänzlich unsichtbar und tauchten

erst bei dessen Bearbeitung auf. Die Bauern räumten die Steinbrocken häufig zur Seite und türmten sie zu schützenden Zäunen rund um den Acker auf. Auf manchen Äckern aber nahm das Steineklauben kein Ende. Wurde der eine Stein weggetragen, kam der nächste zum Vorschein. Die dünne Ackerkrume wurde dann leicht vom Wind davongetragen.

Steine wurden von Anfang an auch als Waffe benutzt, mit der Tiere erlegt werden konnten. Sie dienten wohl in erster Linie als Hilfsmittel für den Nahrungserwerb, wurden aber, falls es geboten schien, auch gegen seinesgleichen gerichtet. Einen Hasen, selbst den Fuchs und auch den Wolf konnte man mit einem Stein töten. Bei geschickter und der jeweiligen Situation angemessenen Handhabung konnte mittels eines Steins auch mal ein Bär erlegt werden. Die Menschen lernten, ihren Mangel an Kraft gegenüber wilden Tieren durch List und Tücke auszugleichen. Mit der Zeit, und es handelte sich hierbei um sehr große Zeiträume, wurden die groben Brocken und Keile immer mehr verfeinert. Steine über alles, so mag es einem erscheinen, in jeder Größenordnung. Es gab aber zu jener Zeit nichts anderes, das sich als nützliches Werkzeug beweisen konnte und auf Schritt und Tritt zur Verfügung stand. Steine standen den Menschen nahezu überall zur Verfügung.

Der äußerst harte Feuerstein eignete sich hervorragend zur Erzeugung scharfer und haltbarer Schneidewerkzeuge. Doch auch ihn galt es erst einmal zu erkunden, seine natürlichen Eigenschaften zu entziffern und seine Anwendungsmöglichkeiten auszuprobieren. Schneidewerkzeuge, Speer- und Pfeilspitzen wurden aus Feuerstein hergestellt, und mittels dieser Werkzeuge gelang es wiederum andere Werkzeuge herzustellen. Man entdeckte die Möglichkeiten des Feuers im Hinblick auf die kontrollierte Bearbeitung des Feuersteins. Der Feuerstein eignete sich demnach nicht nur zur Erzeugung von Funken, mit denen ein Feuer entzündet werden konnte, sondern auch zur Bearbeitung des Steins. Archäologen gehen davon aus, daß vor etwa 400.000 Jahren die Menschen lernten, kontrolliert mit dem Feuer umzugehen. Aus urzeitlichen Ascheresten läßt sich heutzutage der Zeitpunkt ermitteln, zu dem das Feuer entzündet worden war.

Wie auch immer, die Wissenschaft beruft sich auf eindeutig nachgewiesene Fakten, und das ist gut so. Was aber nicht heißen soll, daß nur teilweise begründbare Fakten auch einen sicheren Schluß auf deren letztendliche Faktizität zulassen.

Die Menschen der Heidelberger Kulturen schufen vor etwa einer Million Jahren die ersten Werkzeuge aus Stein und Knochen. Die Fähigkeit zur Werkzeuggewinnung ging einher mit einer sprachlichen Benennung derselben, wodurch sich neue Begrifflichkeiten herausbildeten, die die weitere Entwicklung wiederum beförderten. Die jeweils erreichten Entwicklungsstände wurden fortwährend einer praktischen Tauglichkeitsprüfung unterworfen. Auf diese Art und Weise kumulierten langsam aber sicher Können und Erkenntnis materialisiert in Form der verfügbaren Werkzeuge. Die Menschen hatten sich bis zu jener Entwicklungsstufe vorgearbeitet, in der sie zu schöpferischer Kreativität in der Lage waren.

Die in Süddeutschland, am Mittelrhein und der Eifel aufgefundenen Sonnenobservatorien waren alle nach dem gleichen Prinzip gebaut worden. Selbst der Maßstab der verschiedenen Anlagen war identisch. Er entspricht dem Zweiunddreißigstel der Strecke zwischen den beiden Ellipsenbrennpunkten auf der Achse des Observatoriums: 0,831 Meter. Dieses Maß entspricht dem von Alexander Thom, Ingenieur-Professor an der Universität Oxford, festgestellten, der unter anderen auch die Anlage von Stonehenge vermessen hatte. Er benannte dieses Maß (0,829 Meter) als „megalithischen Yard“. Die Diskrepanz zwischen den beiden genannten Maßzahlen folgt einer plausiblen Erklärung. Da nämlich das Urmaß vor siebentausend Jahren auf einem Holzstab aufgetragen wurde, konnten sich materialbedingte Veränderungen über die Zeit hinweg ergeben haben, die eine Verkürzung der ablesbaren Meßstrecke nach sich zogen. Man bedenke, daß vor fünf-, sechs- oder siebentausend Jahren, als es noch keine wirklich exakten Schneidewerkzeuge gab, mit einem scharfkantigen Steinsplitter gearbeitet wurde. Was geschah, wenn ein derartiger Meßstab entzweibrach? Höchstwahrscheinlich wurde dann ein neuer Meßstab hergestellt, der aus frischem Holz und noch nicht ausge-

trocknet war. Wegen eines oder zwei Millimetern Differenz im Meßstab scheiterte der Bau der Sonnenobservatorien auf jeden Fall nicht. Seinen Zweck erfüllten sie anscheinend alle.

Aus diesem „megalithischen Yard“, wie es Professor Thom benannte, ist das Yard (0,9144) schlechthin geworden. Es wurde von den Briten in alle Welt exportiert, bis es schließlich durch das Metermaß abgelöst wurde.

Über Stonehenge ist viel Unsinn geschrieben worden. Phantastische Spekulationen über die Herkunft der Anlage machten und machen noch immer die Runde. Nichts als pure Sensationsmache liegt hinter der Behauptung, Außerirdische hätten Stonehenge geschaffen. Schon früher phantasierten Schriftsteller dumpfe Versionen von sakralen Opferstädten zusammen, die vom aus dem Land der Bibel stammenden Völkern erreicht worden sein sollten. Im Hinblick auf die Belgier hatten sie ja gar nicht so unrecht, aber die kamen ja erst zusammen mit den Kelten aus dem Süden, zumindest als ein Ableger, der sich demnach in der besagten Region ausgebreitet hatte.

Stonehenge ist fürwahr ein gigantischer Megalithbau, der zur Zeit seiner Entstehung das Resultat einer weitentwickelten Ingenieurskunst darstellte. Die keltischen Druiden waren die geistigen Träger der auch diesem Bauwerk zugrundeliegenden Fähigkeiten und Kenntnisse. Sie schufen die geistigen Grundlagen und gaben diese mündlich an ihre Nachfolger und Erben weiter. Das jeweilige Wissen mußte gelernt werden, denn schriftliche Aufzeichnungstechniken waren zu jener Zeit noch unbekannt.

Mußten sich die Erbauer von Meisterthal noch mit Steinwerkzeugen herumplagen, so verfügten die Architekten von Stonehenge bereits über Bronzewerkzeuge, bestehend aus einer Legierung aus Kupfer und Zinn, die an die Härte des geschmiedeten Stahls jedoch noch nicht heranreichte. Es stellte dennoch einen Fortschritt dar, und weichere Materialien wie Leder und Holz konnten damit bearbeitet werden. Aus Holz wurden wiederum die Hilfsmittel zum Transport und zum Aufrichten der tonnenschweren Felsblöcke von Stonehenge hergestellt.

Der Aufwand für die Errichtung der Anlage von Stonehenge mußte wesentlich größer gewesen sein, als der für das Observatorium von Meisterthal vor etwa 7.000 Jahren. Die tonnenschweren Felsblöcke mußten erst einmal aus dem Fels herausgebrochen werden, um dann auch noch über eine Distanz von 25 Kilometern vom Steinbruch bis zum Ort der Aufstellung transportiert zu werden. Hingegen dürfte das Fällen und Bearbeiten der Baumstämme, die für das Meisterthaler Observatorium benötigt wurden, mit weitaus weniger Aufwand verbunden gewesen sein. Der Transport konnte mit Pferd oder Ochse bewerkstelligt werden. Die Tiere zogen die Baumstämme einfach hinter sich her, und im Winter wurde ein solches Vorhaben noch durch die Gleitfähigkeit des Schnees unterstützt. Der Aufbau der Anlage dürfte also nicht mehr als ein Jahr in Anspruch genommen haben, sofern eine genügend große Zahl von helfenden Händen dafür freigestellt worden war. Den Anforderungen des normalen Alltags mußte schließlich gleichzeitig auch noch Rechnung getragen werden.

Den Erbauern von Stonehenge mußte es um die Schaffung eines langlebigeren Bauwerks gegangen sein, sonst hätten sie sich wohl nicht die Mühe mit den nur mühsam zu handhabenden Felsen gemacht. Ihnen war wahrscheinlich bewußt, daß Holz einem weitaus schnelleren Verschleiß durch Parasiten und Witterung ausgesetzt war, als Stein. Ein Monument der Art eines Sonnenobservatoriums sollte schon auf dauerhaften Bestand ausgerichtet sein, sollte quasi für die Ewigkeit errichtet werden, sofern die damaligen Erbauer sich bereits einen Begriff davon haben machen können. Der Nachwelt aber blieb es überlassen, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, zu welchem Zweck genau dieses Monument errichtet worden war, denn es fehlen jegliche Informationen schriftlicher oder in anderer Form zum Ausdruck gebrachter Art. Also blieb es die Aufgabe der Forscher, von den funktionalen Eigenschaften der Anlage ausgehend auf deren Zweck zu schließen. Jahrhundertlang rätselten Zeitungsreporter, Sterndeuter, ja selbst Politiker und Könige über den Sinn und Zweck einer solchen Ansammlung von Steinen. Bis schließlich zum Beginn dieses Jahrhunderts ersichtlich wurde, daß die Anlage der Beobachtung der Himmelsgestirne diene. Zu dieser Erkenntnis gelangte erstmals der

Brite Sir Norman Lockyer im Jahre 1906. Das Interesse an Stonehenge hat aber auch durch diese Erkenntnis nicht ab-, sondern eher noch zugenommen. Was spiritistische Gruppen und andere Phantasten aber keineswegs davon abhalten sollte, dem Bauwerk ihre eigenen spekulativen Erklärungen auch weiterhin zu unterschieben.

Stonehenge diente deren Erbauern also als Observatorium. Schwieriger als der Lauf der Sonne ist der des Mondes zu verfolgen. Menschen mußten ein geradezu photographisches Gedächtnis entwickeln, um sich alle Einzelheiten der Mondumlaufbahn einzuprägen, um daraus und aus dem Lauf der Sonne die Anlage derart auszurichten, daß von ihrer Positionierung aus im Verhältnis zum beobachteten Stand der Himmelsgestirne eine exakte Zeitbestimmung ermöglicht wurde. Der Mond umkreist die Erde einmal in 27,3 Tagen. Seine Eigenrotation ist dabei so bemessen, daß er dabei der Erde immer dasselbe Gesicht zuwendet, während sich die Erde ihrem Trabanten im Laufe von 24,8 Stunden von allen Seiten zeigt. Das bringt u.a. mit sich, daß sich die Meere unseres Planeten, bedingt durch die Anziehungskräfte des Erdtrabanten, dem Mond entgegenheben. Dieses Phänomen sorgt für ein Anschwellen der Meere auf der dem Mond jeweils zugewandten Seite der Erde und ein Abschwellen auf der mondabgewandten Seite. Jeder Tropfen des Meeres ist diesem Vorgang unterworfen, und Pflanzen und Tiere des Meeres sind davon gleichermaßen tangiert.

Die Erde dreht sich auf ihrer Bahn um die Sonne täglich einmal um die eigene Achse, pro Jahr 365 mal. Der Mondaufgang vollzieht sich deshalb nicht immer an der gleichen Stelle, er verschiebt sich von Tag zu Tag von Osten nach Nordosten, zurück durch Osten nach Südosten und von dort wiederum nach Osten. Die Bewegungen des Mondes wären also wesentlich leichter nachzuvollziehen, wenn diese ähnlich der der Sonne gestaltet wären. Nach genau 18,61 Jahren jedoch erscheint der Mond wieder an der ursprünglichen Stelle und beginnt daraufhin erneut, alle vorausgegangenen Bahnen zu durchlaufen.

Der Mond diente bei früheren Völkern als zeitliche Orientierungshilfe in dem Sinne, wie sie uns heutzutage das Jahr bietet. Aus den

Häufigkeiten der Monderscheinungen zogen die Menschen damals den Schluß, welcher Zeitabschnitt jeweils aktuell gegeben war. Das Jahr wurde in Monde unterteilt, d.h. in die Häufigkeit seines Erscheinens, und das Alter der Menschen wurde nach Monden bemessen. Wenn also von Monden als Zeitdauer gesprochen wurde, so war dies in unserem heutigen Sinne in Jahre zu übersetzen, damit sich ein auch für uns richtiges Verständnis von historischen Zeitabläufen erschließen ließ (13 Monde = 1 Jahr).

Die Druiden – Naturwissenschaftler oder Priester

Der Druide galt als der Eichenkundige, als Maßgebender (Maßeichung), als stark Erkennender, stark Vorhersehender und als sehr Weiser. So oder ähnlich wird der Begriff in den Lexikas übersetzt. Bei den vor etwa 12.000 Jahren sich vom Nomadentum verabschiedenden Urkelten, wenn man diese überhaupt so bezeichnen möchte, kam den so Charakterisierten eine zentrale Bedeutung zu. Ihr Wissen und Ihre Erfahrung bildete die Grundlage für die weitere kulturelle Entwicklung der aus diesen Stämmen hervorgehenden Nachfahren.

Die Kenntnisse der Druiden resultierten zuallererst aus dem alltäglichen Gebrauch ihrer Intelligenz im Zusammenhang mit den Erfordernissen des Überlebens, des Ackerbaus und der Viehzucht, den Siedlungsgegebenheiten. Der Keltenkalender in Form des Sonnenobservatoriums war ein logisches Resultat dieser Bemühungen um bessere Beherrschung der sie umgebenden Natur. Münchner Archäologen, die diese Anlagen untersuchten, meinten zu deren Erbauern: „Die neolithischen Baumeister müssen Kenntnisse in Geometrie, Mathematik und Astronomie gehabt haben, die den modernen Menschen vor Neid erblassen lassen. Bereits die Konstruktion einer Ellipse stellt jeden Laien vor ungeahnte Schwierigkeiten.“

Die Druiden verfügten also bereits über ein beträchtliches Arsenal von durchaus als wissenschaftlich zu bezeichnenden Kenntnissen und Fähigkeiten. Einer Wissenschaftlichkeit allerdings, die weniger theoretisch, sondern praktisch orientiert war, die die Beherrschung der unmittelbar gegebenen Aufgaben zum Ziel hatte. Es handelte sich hierbei um eine Form von Naturwissenschaft im ursprünglichen Sinne. Soweit die Natur den praktischen Erfordernissen unterworfen werden konnte, wurden die dafür notwendigen Hilfsmittel erdacht und geschaffen. Universalität im heutigen Sinne konnte diese Art von Wissenschaftlichkeit natürlich noch nicht beanspruchen, aber dies war ja auch nicht das Ziel der damaligen Gelehrten.

Die später in die Siedlungsgebiete der Kelten vordringenden Römer erkannten durchaus die Intelligenz der Druiden. Sie erschien ihnen so bedrohlich, daß sie sie mit Vorurteilen belegten und systematisch

gegen sie Stimmung machten. Die Druiden mußten mit allen Mitteln bekämpft und wenn möglich vernichtet werden, denn sie konnten sich als ernstzunehmendes Hindernis bei der Unterwerfung der Kelten erweisen. Zur Verunglimpfung der Druiden durch Julius Caesar bzw. die Römer im allgemeinen zählte beispielsweise die Unterstellung, die Druiden würden Menschen zu Opferzwecken töten. Dieses und ähnliches war Teil einer Eroberungsstrategie, deren Ziel die Unterwerfung der Kelten war, und zur Erreichung dieses Zweckes war eben jedes Mittel recht. Den zu unterwerfenden Völkern wurden böartige Eigenschaften angedichtet, die es als gerechtfertigt erscheinen lassen sollten, sie zu versklaven. Das angebliche Barbarentum der anderen sollte mit eigenen Barbareien bekämpft werden, ein simpler aber wirksamer Trick, der auch heute nichts von seiner Wirksamkeit eingebüßt hat.

Die Eindringlinge bedienten sich schon damals aller ihnen zur Verfügung stehenden psychologischen Finessen, um sich die erforderliche Loyalität und Unterstützung derjenigen zu verschaffen, die es zu unterwerfen und auszunützen galt. Also wurde Front gegen die intelligentesten Köpfe der Kelten in Gestalt der Druiden gemacht, und zwar in einer Art und Weise, die bereits in Bezug auf ihre eigenen mißliebigen Geister sich als wirksam erwiesen hatte.

Druiden wurden mit dem Tode bedroht, sollten sie weiterhin den ihrer gesellschaftlichen Stellung entsprechenden Aufgaben und Tätigkeiten nachgehen. Sie wurden gefangengenommen und nach gestellten Schauprozessen öffentlich hingerichtet, oftmals aber einfach aus dem Hinterhalt heraus getötet. Die Kelten sollten dadurch ihrer Führer beraubt und damit hilf- und orientierungslos gemacht werden, so daß sie sich leichter den römischen Ansprüchen unterwerfen ließen. Mit den Druiden aber verschwanden auch die Kenntnisse und Fähigkeiten, deren Träger und traditionelle Hüter sie waren. Die Unterdrückungsaktionen richteten sich auch gegen die Sprache der Kelten. An ihre Stelle trat die Sprache des Imperium Romanum, wer etwas in der Hierarchie der Besatzer erreichen wollte, mußte sich dieser Sprache bedienen (Latein).

Die Römer installierten ein bis dahin den Kelten völlig unbekanntes Unterdrückungssystem. Eine Diktatur des religiösen Wahnsinns, deren Vertreter nun Priester genannt wurden und die ihre Botschaft mit Axt und dem Verbrennen am lebendigen Leib verbreiteten. Die Eichen, in denen nach Unterstellung der Römer die Götter wohnten, wurden gefällt, wodurch den Druiden auch die geistige Macht entzogen werden sollte. Das Fällen der Bäume nahmen die römischen Priester höchstpersönlich vor und empfanden dies nicht einmal als Schande für ihren Stand.

Die Druiden, die Maßgebenden der Kelten, waren, nach allem was man heute über deren Wirken und gesellschaftliche Stellung weiß, so etwas wie Naturforscher mit Herz und Verstand. Sie waren den großen und kleinen Freuden des Lebens keinesfalls abgeneigt, und bezeugten überzeugend ihren Respekt vor den Mächten der Natur. Sie besaßen die Fähigkeit zu logischem Denken, die sie im Sinne ihrer Mitbürger zu gebrauchen wußten. Sie benötigten für ihr Wirken weder einen ausgewiesenen religiösen Charakter noch unterhielten sie Altäre für blutige Opferrituale. Sie waren also alles andere als das, was ihnen ihre römischen bzw. christlichen Unterdrücker zur Last gelegt hatten.

Über die Lebensweise der Menschen, die vor zehntausend und mehr Jahren lebten, kann nur aus Artefakten geschlossen werden, die die archäologische Forschung zutage fördert. Gegenstände des täglichen Lebens, wie Gefäß- und Geschirrscherben, die Überreste von Nahrungsmitteln tierischer und pflanzlicher Art, Tierknochen, Werkzeuge aus Holz und Stein usw. und deren Anordnung in den Überresten der Siedlungsbauten geben nach genauem und sorgfältigem Studium Auskunft darüber, wie das Leben der Menschen zu jener Zeit ausgesehen haben muß. Funde von Kornresten lassen beispielsweise auf systematischen Ackerbau schließen. Die sesshaft gewordenen ehemaligen Nomaden entwickelten den systematischen Anbau von Pflanzen, in erster Linie des ursprünglich noch wild vorkommenden Korns, als Ergänzung zur Jagd nach Tieren. Der Übergang vom Nomadentum zum sesshaften Dasein führte die Kelten zu Ackerbau und Viehzucht und in der Folge zu noch weitreichenderen Er-

kenntnissen und Fähigkeiten. Wenn die Wildbestände durch Überjagung zurückgingen, mußten sich die Menschen nach einer anderen Ernährungsquelle umsehen. Die Aussaat von Korn markiert deshalb auch einen Wendepunkt im Verhältnis der Menschen zu den vorfindlichen Naturressourcen. Die Samen durften nicht sämtlich für Nahrungszwecke aufgebraucht werden, es mußte vielmehr ein bestimmter Anteil vorrätig gehalten werden, der im folgenden Jahr wieder ausgesät werden konnte. Nicht Aufbrauch bis zur Neige war angesagt, sondern planvolle Nutzung.

Der Begriff Arier geht ursprünglich auf dessen ackerbauende Tätigkeit zurück. Heutzutage zur Rassebezeichnung umgedeutet, liefert sie letztlich nur einen Hinweis auf die Art und Weise, wie sich diese Menschen ihr täglich Brot erarbeiteten. Die Bezeichnung Germane wiederum war ebenfalls auf dessen frühere Rolle als Wachmann oder Soldat im weitesten Sinne zurückzuführen.

Wissen und Erkenntnisse der Druiden wurde in Versform an jene weitergegeben, die dafür bestimmt waren, deren Aufgaben weiterzuführen und weiterzuentwickeln. Die rechtzeitige und möglichst vollständige Weitergabe des Druidenwissens war auch deshalb von großer Wichtigkeit, weil ein plötzlicher Tod eine schmerzhaft und nicht oder nur schwer wieder zu schließende Lücke in der kulturellen Tradition entstehen lassen konnte. Die Übermittlung des Wissens erfolgte in sogenannten Druidenlehrgängen. Die Richtigkeit des Gelernten wurde immer wieder überprüft und falls erforderlich, entsprechend korrigiert. Die Weitergabe in Versform kam der Erlernbarkeit entgegen, denn Verse konnten gut erinnert und auf ihre Richtigkeit hin überprüft werden. Letztlich aber dürfte es auch hier mit der Zeit zu Umdeutungen gekommen sein. Druidenlehrgänge waren an keine bestimmte Zeitdauer gebunden, es war vielmehr eine Lebensaufgabe, das einmal Erlernte immer wieder zu repetieren und neue Erkenntnisse darin aufzunehmen.

Das sicherlich größte Handicap der Kelten und deren geistiger Führung bestand im Fehlen einer Schriftsprache. Denn je umfangreicher das gelernte und durch neue Erfahrungen bereicherte Wissen wurde, desto schwieriger wurde dessen umfassende Übermittlung und

Weitergabe an die dafür vorgesehenen Nachfolger. Die Tradition der mündlichen Überlieferung stieß hier wahrscheinlich bereits an ihre natürlichen Grenzen.

Ein Ableger der Kelten, nämlich die Hellenen, die vor etwa viertausend Jahren in dem Gebiet angekommen waren, das heute als Griechenland bekannt ist, wurde dort mit einem von den Phöniziern ausgearbeiteten Alphabet bekanntgemacht, welches sie in abgewandelter Form in ihren eigenen Sprachgebrauch mit übernahmen. Von da an war es ihnen möglich, das bisher mündlich tradierte Wissen in schriftlicher Form aufzuzeichnen und somit weitaus effizienter auch für folgende Generationen nutzbar machen. Das ursprüngliche keltische Wissen, beispielhaft verwirklicht z.B. in den Sonnenobservatorien, war aufgrund der unterschiedlichen natürlichen Gegebenheiten so nicht mehr präsent bei den Hellenen. Die räumliche Distanz der beiden Volksgruppen zueinander führt zwangsläufig auch zu unterschiedlichen kulturellen und ökonomischen Entwicklungen.

Das Kelten- bzw. Baumhoroskop erscheint meines Wissens nach nicht in den Annalen der Hellenen. Es dürfte aber hinreichend bekannt sein, daß das sogen. Tierkreiszeichen, eigentlich Stundenseher, von den Hellenen stammt. Das einst von den Babyloniern erstellte astronomische Himmelsbild wurde von den Hellenen aufgezeichnet und in ihr Kultursystem übernommen. Das Tierkreiszeichen besteht aus zwölf Bildern, jeweils eines für jeden Monat. Wobei Monat hier synonym für Mond stehen soll, was aber eigentlich nicht stimmen kann, denn das Jahr sieht bekanntlich 13 Monde. Die Hellenen waren hier dem damals gültigen Zählmaß aufgesessen. Ein gravierender Fehler von immenser Tragweite, wenn man bedenkt, wie genau angeblich die diesem System zugrundeliegenden Berechnungen ausgeführt worden waren. Falsch ist auch die aus diesem System übernommene Geburtsstunde eines Menschen insofern, als dieser ja nicht erst mit dem Austritt aus dem Mutterleib zum Leben erweckt worden ist, sondern der Beginn seines Lebens identisch mit dem „point of conception“ als dem eigentlichen Geburtsmoment ist. Es hat sich diese Anschauungsweise aber nun mal so und nicht anders eingebürgert, sichtbar wird diese Differenz heutzutage v.a. in den

Auseinandersetzungen um das Für oder Wider von Abtreibungen. Der dritte grobe Fehler jenes Systems liegt bei dem angeblichen Fruchtbarkeitssymbol im heute oft als Wonnemonat bezeichneten Mai – was allerdings nur auf die nördliche Hemisphäre zutrifft –, dem Sternbild Stier. Es wurde inzwischen festgestellt, daß die Fruchtbarkeitsrate der Menschen im Mai keinesfalls höher ist als in anderen Monaten. Im dem Stier gegenüberliegenden Zeichen des sogenannten 'Scorpio' hingegen menschelt es am meisten, es werden dann daraus die Löwen-Kinder, die mehr oder weniger fröhlich in das noch warme Klima der Erde hineinschlittern. Das Baum-Horoskop der Druiden war demgegenüber weit differenzierter ausgeführt.

Die keltischen Druiden ließen sich von keinem Zahlenmaß oder sonstigen von Menschen erdachten Systemen beeinflussen, sondern gebrauchten bei ihren Beobachtungen den Verstand. Sie erdachten sich Beziehungen zwischen den Eigenschaften der Bäume, ob sie Früchte – kleine oder große trugen, ob diese für menschliche Zwecke brauchbar oder unbrauchbar waren und den menschlichen Charakteren bzw. der Seele der Menschen. Sie bezogen zudem das Firmament in ihre Überlegungen mit ein, aus dem sie entnahmen, daß die sich gegenüberliegenden Charaktere sich am ehesten ebenbürtig waren.

Die Kelten auf ihrem Weg nach England

Als die Kelten sich auf den Weg in ein Gebiet machten, das wir heutzutage als England bezeichnen, handelte es sich hierbei noch keineswegs um eine Insel. Vielmehr war dieses Gebiet Teil einer großen Halbinsel, in deren sie umgebenden Senken sich allmählich das von den zurückweichenden Gletschern abtauende Wasser sammelte und damit ein Meer erschaffen wurde, das man heute als Nordsee bezeichnet. Der Rhein dürfte ihnen als Schiffahrtsweg gedient haben, von dem aus sie jene Gestade erreichten, die im Gebiet des heutigen England liegen. Vor 6.000 Jahren lag der Meeresspiegel des Atlantik noch um etwa 30 Meter tiefer als heute. Möglicherweise aber bewegten sie sich auch hin zur Mündung jenes Stromes, der heute als Themse bezeichnet wird. Man darf getrost davon ausgehen, daß unsere damaligen Vorfahren mit dem Schiffbau soweit vertraut waren, daß sie eine derartige Reise auf sich nehmen konnten.

Es gab zu jener Zeit noch weitere etwa dreißig Meter tiefe Meere, nämlich die Ostsee, die Meerenge zwischen Australien und Papua Neuguinea sowie die Beringsee. Über die Beringsee hat es zahlreiche unterschiedliche Mutmaßungen gegeben, doch darüber mehr in einem späteren Abschnitt.

Fakt ist, daß jene nordischen Flächen, die aufgrund ihrer geographischen Lage weitaus länger von den Eismassen der Gletscher bedeckt waren, auch erst sehr viel später von den umherschweifenden Menschen besiedelt worden sind. Vor den Menschen aber kamen die Bäume und die Tiere zurück und machten die ehemaligen Eiswüsten überhaupt erst bewohnbar. Der Wind sorgte für die stetige Verbreitung der Samen von Flechten, Moosen und schließlich Gräsern, denen dann die Sträucher und Bäume folgten.

Der zweite Frühling nach der großen Kaltzeitperiode war nun definitiv angebrochen, Mensch und Tier konnte es deutlich spüren. Nach einem nochmaligen Kälterückfall folgte ein warmtrockenes Klima. Die Klimaveränderung verbesserte die Lebensbedingungen v.a. der seßhaft Gewordenen, die nun Erfolge mit der Viehzucht und dem Ackerbau verzeichnen konnten. Auf der süddeutschen Hochebene

herrschte Hochbetrieb, vornehmlich entlang den natürlichen Wasserströmen und an den Ufern von Seen. Auch nicht weit vom heutigen München entfernt hatten sich die Menschen niedergelassen und vor bereits 7.000 Jahren eine stadtähnliche Siedlung errichtet, die in ihrer Ausdehnung in etwa dem Stadtkern des mittelalterlichen München entsprach. Die Häuser waren in Massiv- und Fachwerkbauweise errichtet worden. Archäologen wie Prof. Dr. Stein berichten hier von Neolithischen Städten, in deren Zentrum, aber auch am Rande, sich jeweils ein Sonnenobservatorium befand. Solches war neu, ähnliches hatte es bisher auf der Erde nicht gegeben.

Entsprechend nützlich auch die in diesem Zusammenhang gewonnenen neuen Erfahrungen im Umgang mit den Gegebenheiten der Witterung und der Jahreszeiten, die dem Ackerbau und der Viehzucht zugute kamen. Es sind vor allem die Tag- und Nachtgleiche, an denen der Zeitpunkt für Aussaat und Ernte bestimmt wurde.

Es wurden Wurzelgemüse, Hackfrüchte und vor allem Getreide angebaut und geerntet, ein Umstand, der sich auch auf die Möglichkeiten der Tierzucht und somit auch der Milchwirtschaft positiv auswirkte und folglich auch den Menschen selbst zum Vorteil gereichte. Gegenüber den ausschließlich Fleisch verzehrenden und überwiegend nomadisch lebenden Völkern hatten die Menschen, die wir als Kelten bezeichnen, im Hinblick auf die Qualität der Ernährung einen Entwicklungsvorsprung geschafft, der sich in einer allgemeinen Erhöhung der Lebenserwartung niederschlug. Denn eine auch pflanzliche Kost einbeziehende Ernährung schafft ein weitaus widerstandsfähiges Naturell als der bloße Fleischkonsum. Die diversen Getreidearten wie Gerste, Weizen, Roggen, Hafer und Hirse, die von den damaligen Bewohnern der süddeutschen Hochebene angebaut wurden, trugen alle für den Gesundheitserhalt erforderlichen Mineralien in sich.

Diese Menschen hatten also bereits vor etwa 10.000 Jahren mit Ackerbau und Viehzucht begonnen, und nicht erst vor ca. 4.000 Jahren, wie dies in lateinischen oder griechischen Schriften zu lesen steht. Durch die Ansiedlung am Schwäbischen Meer konnten sie sich wesentlich bessere Voraussetzungen für ein erfolgreiches Wirtschaften

erarbeiten, als die nomadisierenden Gruppen. Dies führte aber auch zu einer größeren Bevölkerungsdichte, der Ausbreitung von Siedlungen in alle Himmelsrichtungen und die Erschließung weiterer Gebiete zu landwirtschaftlichen Zwecken. Die Flüsse, allen voran Rhein und Donau, bildeten wichtige Achsen für den sich entwickelnden Verkehr. Auch das Rhein-Main-Gebiet wurde auf diese Art und Weise besiedelt. Die weitere Besiedlung entlang der großen Flüsse erfolgte in Etappen, Baumflöße dienten dabei als willkommene Transportmittel. Die Ausbreitung der Bevölkerung entlastete die bereits bestehenden Dörfer und Städte. Neue noch unbevölkerte Siedlungsgebiete mußten in Besitz genommen, Häuser errichtet und die für die Landwirtschaft vorgesehenen Gebiete urbar gemacht werden. Wiesen und Felder mußten angelegt und von Steinen, Buchwerk und Bäumen befreit werden. Die Gebiete vom Oberrhein bis zur Rhein-Main-Ebene und Gebiete entlang der Donau wurden zuerst in Anspruch genommen. Nachfolgende Siedler mußten dann eben so lange weiterziehen, bis sie endlich auf noch unbewohntes Gebiet stießen. Die Siedlungswanderungen reichten bis an die Mündung des Rheins in den Atlantik. Es waren dort jene kinderreichen Familien, die neuen Weidegrund suchten und fanden.

Vor siebentausend Jahren war die Siedlungsdichte in Mitteleuropa noch sehr schwach ausgeprägt. Noch vor 18.000 bis 20.000 Jahren lebte die gesamte europäische Bevölkerung auf einem relativen schmalen Band, das südlich der Alpen bis an die Gestade des Mittelmeers reichte. Doch selbst in diesen klimatisch sehr gemäßigten Zonen waren die Lebensbedingungen alles andere als vorteilhaft gewesen, und auch hier überlebten nur die gesündesten und stärksten Mitglieder der Familien und Clans. Die Gebiete nördlich der Alpen waren Niemandsland, da von einem Eispanzer bedeckt und deshalb nicht zugänglich. Lediglich Tiere wie Bären und Eisfuchse mochten sich in diesen Gebieten behauptet haben. Menschen wagten sich nur selten und wenn, dann auf ihren Jagdzügen auf die Rentierherden und entlang großer Flüsse in die Nähe des Eises.

Mit Beginn der Warmzeit und dem Rückzug des Eispanzers begannen sich auch die Mammut- und Rentierherden in die neuen und

mittlerweile vom Eis befreiten Gebiete zu bewegen. Die Menschen, die von der Jagd auf diese Tiere lebten, sahen sich nun ebenfalls veranlaßt, den Herden zu folgen. Die vom Eis befreiten Gebiete vergrößerten den Lebensraum für Pflanzen und Tiere, was wiederum dazu führte, daß deren Zahl beständig zunahm. Neues Leben entstand, konnte sich auf immer größere Gebiete ausbreiten und schuf damit auch neuen Lebensraum für die aus dem Süden nachwandernden Menschen.

Das Verlangen, die eigene Heimat zu verlassen und sich auf die Suche nach neuen Siedlungsgebieten zu begeben, hatte später auch jene Menschen erfaßt, die auf der heutigen schwäbischen und fränkischen Alp und im Schwarzwaldgebiet lebten. Rhein und Donau boten sich als einigermaßen problemlos zu bereisende Wasserwege an, und mittels selbst erbauter Flöße konnten auch größere Strecken zurückgelegt haben. Daß aber die Menschen überhaupt ihre bisherigen Siedlungsgebiete verließen, mußte ökonomische Gründe haben, nämlich die Erwartung, in einer neuen Heimat unter verbesserten Umständen leben zu können.

Die ersten größeren Fortbewegungsmittel wurden vor etwa 7.000 Jahren von den Kelten gebaut, als sie beschlossen, den Rhein oder die Donau zu befahren, um neue Siedlungsgebiete für sich zu erschließen. Sie erbauten aus Bäumen Flöße, die größer waren, als alle vorher gebauten. Denn nun mußten auch Haustiere und notwendiger Hausrat auf eine sichere Art und Weise transportiert werden können. Die für diesen Zweck hergestellten Flöße dürften also eine entsprechende Größe und Stabilität gehabt haben.

Unter Anleitung des Druiden wurden extra lange Stämme geschlagen, aus denen dann das Floß gebaut werden sollte. Sie durften jedoch nicht zu dick sein, damit sie überhaupt zu handhaben waren. Man kann sich gut vorstellen, in welche Aufregung ein derartiges vom Ältestenrat bestimmtes Vorhaben die ganze Gemeinschaft setzte. Es stand ja nicht weniger als eine Reise ins Unbekannte vor ihnen, eine Reise, über deren Ausgang noch keinerlei Aussagen gemacht werden konnte. Ein derartiges Vorhaben war sicherlich mit Ängsten und Unsicherheitsgefühlen verbunden, die gemeinschaftlich bewältigt

werden mußten. Die Erwartung, bessere als die bestehenden Voraussetzungen zu finden, mußte eine mächtige Triebfeder gewesen sein, mächtig genug, um die Menschen darin zu bestärken, das Wagnis einer solchen Reise auf sich zu nehmen. Ein Leben in der Ebene dürfte manchen als weniger mühselig erschienen sein, als das gewohnte auf der bergigen Alp oder im Schwarzwald. Auch der Ackerbau würde unter solch günstigen Bedingungen wesentlich einfacher zu bewerkstelligen sein. Ein durch zunehmende Bevölkerungsdichte knapper werdender Boden hatte es immer schwieriger werden lassen, die ansässige Bevölkerung zu ernähren. Die Welt schien kleiner zu werden, die Wege waren dennoch lang und mühsam von Gehöft zu Dorf und Gehöft zu Stadt. Es blieb, wollten sie nicht immer mehr in Schwierigkeiten geraten, ihnen also letztendlich nichts anderes übrig, als sich auf den Weg zu machen, zu neuen Ufern dem Ungewissen und Neuen entgegen.

Sie hackten die für die Flöße notwendigen Bäume in etwa einem Meter Höhe ab, dies entsprach am besten ihrer natürlichen Körperhaltung. Der Stil der Axt selbst war aus einem Baumstumpf mit Wurzelansatz geschnitzt worden. Aber womit wurde das dafür notwendige erste Werkzeug gefertigt?

Die Herstellung eines Werkzeuges war aller Wahrscheinlichkeit wesentlich schwerer zu bewerkstelligen, als es für uns heute den Anschein hat. Ein derartiges Vorhaben würde unsereins jedoch vollkommen überlasten. Die ersten Axtstile waren wahrscheinlich von ziemlich primitiver Art, sie entstanden aus einem dicken Ast oder einem dünneren Bäumchen unter Zuhilfenahme eines Steinmessers. Eine Arbeit für viele Tage, ja vielleicht sogar für Wochen. Aber auch heute wird kaum etwas über Nacht entwickelt, obwohl wir über ganz andere technische Möglichkeiten verfügen. Allerdings sind die heutzutage entstehenden Gerätschaften auch weitaus komplizierter, als es damals der Fall war. Der persönliche Aufwand zur Herstellung einer Axt war damals schon groß, angetrieben von den Notwendigkeiten des Überlebenskampfes.

Aus den mit Bedacht ausgewählten Baumstämpfen konnten vier bis fünf Axtstile herausgearbeitet werden. Der gekrümmte Teil des Axt-

stils wurde aus jenem Teil des Baumstumpfes herausgearbeitet, der den Übergang vom Stamm in die Wurzel bildet. Die Holzfasern liegen in diesem Bereich sehr eng beieinander und sind mit Harz verklebt. Es ist jener Teil des Baumes, der die größte Last zu tragen hat, deshalb wurde er von der Natur besonders kräftig ausgelegt. Viele solcher Axtstile wurden, wenn es besonders dicke und große Exemplare waren, auch ohne Steinklinge zum Spalten der Baumstümpfe und Baumstämmen herangezogen. Normalerweise wurden in dem Krümmungsteil des Axtstiles die Steinbeilklinge eingelassen. Mit einer derartigen Axt wurde dann der zu fällende Baum rundum angehackt und mit dem Axtstil in diese Kerbe hineingeschlagen, sodaß ein keilartig nach unten weisendes Holzstück herausgebrochen werden konnte.

Auf diese Art und Weise konnten Bäume gefällt und zu Werkzeugbestandteilen verarbeitet werden. Die Kelten haben uns das praktisch vorgemacht. Wie leicht vorstellbar, handelt es sich hierbei um eine Aufgabe, die angesichts der heute zur Verfügung stehenden Axtklingen aus gehärtetem Stahl oder gar Motorsägen als eine ziemliche Schinderei bezeichnet werden kann. Ein in diesem Handwerk geübter Kelte soll am Tag drei bis vier Bäume zu Fall gebracht haben, wie Forscher durch möglichst originalgetreue Nachahmung mit entsprechend einfachen Werkzeugen herausgefunden haben. Doch mit dem Fällen allein war die Arbeit am Baum noch keineswegs beendet, im Gegenteil. Das Entrinden des Stammes konnte noch als relativ einfach und mühelos zu entrichtende Aufgabe angesehen werden. Unmittelbar nach dem Fällen, da die Stämme noch voll im Saft standen, konnte die Rinde oftmals mit bloßer Hand abgezogen werden. Es galt, die Äste zu entfernen, und das bedeutete wiederum einigen Aufwand. Die Bäume, die im Wald dicht an dicht standen, hatten nur dünne und mittlerweile oftmals bereits ausgetrocknete Seitenäste entwickelt, die ohne großen Kraftaufwand und gleichsam mit einem starken Stock abgeschlagen werden konnten. Die noch grünen oberen Äste wurden mitsamt der Stammspitze abgeschlagen.

Die Kelten hatten durch praktische Erfahrung herausgefunden, daß sich trockene Stämme leichter handhaben ließen, also wurden die

geschälten Baumstämme sorgfältig gestapelt und mit natürlichem Fett eingerieben. Erst nachdem das Holz das Fett aufgesogen und damit eine natürliche Imprägnierung erhalten hatte, wurden die Stämme zu Baumflößen zusammengebaut. Die einzelnen Baumstämme mittels Hanfseilen, sogenannten Quer- oder Überbindern, miteinander verbunden. Neben Hanfseilen kamen hier auch Weidenruten zu Anwendung.

Auf solch einem Baumfloß mittlerer Größe (5 x 10 Meter) ließen sich verhältnismäßig schwere Lasten verstauen und die Flüsse hinunter transportieren. Ob nun die Kelten, wie es in einigen archäologisch-wissenschaftlichen Arbeiten geschrieben steht, „große Volkswanderungen zwischen Süddeutschland und dem Mittelrhein“ in einem einzigen Stück geschafft haben, muß hier offen bleiben. Prof. Dr. Stein, von dem dieses Zitat stammt, hat allerdings die Kelten in diesem Zusammenhang nicht erwähnt. Allerdings, daß die Drehscheibe Süddeutschland war.

Fakt ist jedoch, daß die wissenschaftlichen Beweise der Archäologen in Form von Gebrauchsgegenständen, die am Mittelrhein und auf der süddeutschen Hochebene gefunden worden waren, auf die Zeit um 7.000 Jahre vor der Zeitrechnung zurückdatiert werden konnten und offensichtlich gleichen Ursprungs waren. Es geht hierbei nicht um Tage oder Wochen, allenfalls um Zeitabschnitte von 10 Jahren, auf die hier ab- oder aufgerundet worden ist. Bei dieser zweiten Wanderungswelle handelte es sich offensichtlich um eine im größeren Maßstab erfolgte Aktion, die auf möglicherweise allgemein eingetretene Bewußtseinsveränderung zurückgeführt werden kann. Die Richtung der Wanderungsbewegungen in im Laufe der Jahrhunderte neu entstandene offene Landschaftsgebiete wurde durch die großen Ströme Rhein und Donau vorgegeben.

Der Rheingraben oder Rheinaue, auch als oberrheinische Tiefebene bekannt, die vom heutigen Basel bis nach Frankfurt reicht und nahezu dreihundert Kilometer lang und durchschnittlich dreißig Kilometer breit ist, wurde durch die wechselnden Warm- und Kaltzeiten der letzten 900.000 Jahren fortwährenden geologischen Veränderungen unterworfen. Riesige Geröllmaßen wurden durch die Fluten des

Rheins transportiert bzw. von den Hängen der Seitengebirge abgetragen. Die Hohlräume, die sich zwischen den großen Felsformationen aufgetan hatten, wurden durch kleineres Geröll aufgefüllt und mit dem unausbleiblichen Sand und Humusboden, einer Art von Schlemme, zugedeckt. Nicht überall aber wurde der Rheingraben auf eine Art und Weise homogen aufgefüllt, die dem gewachsenen Erdreich vergleichbar war. Die zahlreichen kleinen Erdbeben in der Vergangenheit beweisen das. Die obersten Schichten der Rheinebene wurden nach der letzten Kaltzeit abgelagert.

Der Rhein der jüngeren Zeit räumte hauptsächlich Material der Niederterrassen aus, akkumulierte bei Hochwasser außerhalb seines sonst üblichen Flußbettes weitflächige Auenlehmböden. Es war für die Menschen vor 7.000 Jahren also nicht unbedingt ratsam, im Überschwemmungsgebiet des Rheins zu siedeln und Ackerbau und Viehzucht zu betreiben, da sie Gefahr liefen, beim nächsten Hochwasser weggeschwemmt zu werden. Durch Überschwemmungen hervorgerufene Verwüstungen drohten vor allem im Frühjahr, wenn die Schneemassen aus den Alpen zu schmelzen begannen und Niederschläge das ihre zum Entstehen von Hochwässern beitrugen. Hatten sich dennoch Siedler in den trockenen Sommermonaten an den Rheinufern niedergelassen, wurden sie durch die Natur schon bald eines besseren belehrt.

Prof. Dr. Stein bemerkte dazu: „Auf den Terrassen des Mittelrheins, dem Rhein-Main-Gebiet, links zur Pfalz hin, rechts zum Odenwald und nördlich davon dem Taunus. Bis hierher waren sie nach ihrem planmäßigen Aufbruch vor etwa siebentausend Jahren vom südlichsten Ende Deutschlands gekommen. Ein Siedlungsgebiet, das im Osten bis zum Vogelsberg reichte. Eine Region, die für die damalige Zeit – der damaligen Bevölkerungsdichte – recht groß erscheinen mußte. Jahrhunderte mußten vergehen, bis sich Dörfer und Städte gebildet hatten. Eine Region aber, die in ihrer Geschichte – dem Lauf der Zeit – insbesondere seit dem Überfall der Römer x-mal umpflügt wurde. Nicht nur durch kleine und große Kriege, sondern durch immer wieder auftretende Naturkatastrophen, Flurbereinigungen, aber auch durch neue Siedlungs-Städtebaulicher Natur.“ Und die

dann auch die meisten einstigen Sonnenobservatorien der damaligen Kelten für immer vernichtet hatten.

Möglicherweise würden ähnlich systematische archäologische Untersuchungen, wie sie in Bayern vorgenommen wurden, auch zwischen dem Vogelsberg im Nordosten und Mannheim-Ludwigsburg im Süden keltische Sonnenobservatorien zum Vorschein bringen. Die heutzutage von Erdreich bedeckten Überreste solcher Anlagen können am ehesten in offenen Fluren geortet werden, falls an deren Stelle nicht inzwischen Wälder angelegt worden waren. Da derartige Anlagen aus Holz errichtet worden waren, das leichter zu bearbeiten ist als blanker Fels, fielen sie natürlich auch leichter dem natürlichen Verwitterungsprozeß oder gar der Vernichtung durch Brandschatzung zum Opfer. Deshalb ist deren Auffinden mit ziemlichen Schwierigkeiten verbunden und wohl zum größten Teil dem Zufall überlassen.

Die auf den englischen Inseln erbauten Anlagen aus Stein dagegen widerstanden dem Zahn der Zeit weit besser, als die hiesigen aus Holz. Diese Anlagen ließen sich weder durch Feuer noch durch die Witterung vernichten und konnten auch nicht ohne Mühe abgetragen und für andere bauliche Zwecke verwendet werden. Deshalb bilden sie auch heute noch gut sichtbare Relikte einer längst vergangenen Epoche der Menschheitsentwicklung.

Die Erbauer dieser Anlagen machten sich die Mühe mit dem schwer zu handhabenden Steinmaterial sicherlich nicht ohne Grund, und dies nicht nur, weil offensichtlich auch nicht genügend Wald vorhanden war, um auf Holz als Baumaterial zurückgreifen zu können. Den Erbauern dürfte damals schon bewußt gewesen sein, daß sie durch die Wahl des Steins als Baumaterial Artefakte von eindrucksvoller Größe errichten konnten, die dem Zweck der Sache einfach angemessener schienen, als das der Vergänglichkeit preisgegebene Holz. Das Bauen mit Stein hatte damals mehr als heute seinen Preis. Und die Anlage von Stonehenge mußte für die damaligen Menschen schon von einer enormen auch gesellschaftlichen Bedeutung gewesen sein, sonst hätten sie sich nicht die Mühe gemacht, dieses Monument angesichts der damit verbundenen Anstrengungen und Entbehrungen zu errichten. Der architektonische und technische Aufwand dürfte

beträchtlich gewesen sein. Sie waren zwar nicht mit den Pyramiden der Ägypter gleichzusetzen, waren jedoch von praktischem Wert für die Lebenden. Zumindest der Prototyp einer Pyramide war also hierzulande erdacht und erbaut worden.

Nur eine durchorganisierte und hierarchisch strukturierte Gesellschaft konnte ein solches Unterfangen überhaupt in Angriff nehmen. Es bedurfte dazu erfahrener Spezialisten, die über ein praktisch erprobtes Wissen verfügen mußten und in der Lage waren, die Organisation, die zur Bewältigung eines solchen Vorhabens notwendig war, auf die Beine zu stellen. Die Druiden waren es, die all das dafür erforderliche theoretische und praktische Rüstzeug mit sich brachten, die vor allem auch den Lauf der wichtigsten Gestirne entschlüsselt und sich eine Methode ausgedacht hatten, mittels derer sie Regelmäßigkeiten im Sternenlauf feststellen und im Zusammenhang mit klimatischen Gegebenheiten einen Kalender entwerfen konnten, der für eine erfolgreich operierende Landwirtschaft überlebensnotwendig war. Und all dies niedergelegt in Versform, die als Gedächtnisstütze und zur Tradierung des Wissens dienen.

Mittlerweile hatten die vom Kontinent kommenden Kelten auch jene auf der Insel befindlichen Lagerstätten von Kupfer und Zinn entdeckt, die es ihnen ermöglichten, metallische Legierungen herzustellen, aus denen sich Werkzeuge mit verbesserten Eigenschaften herstellen ließen.

Mit der Bronzezeit begann eine technologische Weiterentwicklung, die auf der Insel ihre eigenartige Ausformung entfalten sollte. Die Bronze bildete über hunderte von Jahren eine äußerst wichtige Voraussetzung für die gesellschaftliche und ökonomische Entwicklung zu jener Zeit. Und sie bildete die Vorstufe zur Eisenzeit, die ein Metall mit noch besseren Eigenschaften hervorbrachte. Die letzten diesbezüglichen Funde aus dem Land der Kelten – Stahldolche – wurden auf 3.600 Jahre zurückdatiert.

Noch aber war es nicht so weit. Die Kelten, die auf ihren selbstgezimmernten Flößen den Rhein hinunter gefahren waren, hatten noch viel Zeit und Raum zu durchschreiten, bis sie schließlich an die Ufer

des Atlantik gelangten und sich im Gebiet der Nord- und Ostsee niederließen, um dort ihrem Broterwerb nachzugehen.

Die Abhänge der Rheinaue bildete mit ihren zahlreichen Zuflüssen ein ideales Siedlungsgebiet. Der Rhein hatte bereits eine erkleckliche Strecke zurückgelegt und führte genügend Wasser, das durch weitere Zuflüsse von Neckar, Nahe, Main und schließlich Mosel ergänzt wurde. Das Wasser des Rheins war zu jener Zeit noch sauber und trinkbar, und das Klima in der Rheinaue kam den Erfordernissen der Landwirtschaft in idealer Weise entgegen.

Die Täler jener Flußläufe, die in den Rhein mündeten, wurden aus gegenläufiger Richtung besiedelt. Und da jeder dieser Rhein-Nebenflüsse für sich selbst eine Art von „großer Fluß“ war, hatte er in der Regel ebenfalls eine ganze Reihe von Zuflüssen, die ebenfalls von unten herauf besiedelt wurden. Die Flüsse und Nebenflüsse wurden als Wanderungsstraßen geschätzt, da sie meist frei von Hindernissen waren und man mittels Flößen auch größere Strecken mit Frachtgut zurücklegen konnte. Die Flüsse spendeten zudem das lebensnotwendige Wasser sowohl für die Menschen als auch für die Tiere und wurden allein aus diesem Grunde als Siedlungsorte geschätzt. Mit zunehmender Besiedlung allerdings nahmen auch die damit einhergehenden Verschmutzungen zu. War an den Flüssen nicht mehr genügend Siedlungsraum vorhanden, wandten sich die Jungpioniere nun auch den Abseits der Flüsse liegenden Gegenden zu. Das zum Leben notwendige Trink- und Brauchwasser gewannen sie nicht zuletzt auch durch Brunnenbohrungen und die Erschließung von Quellen. So markierten die Bäche, Flüsse und Ströme Stationen der Besiedlung durch den Menschen. Die Wasserläufe bildeten Lebensadern im wahrsten Sinne des Wortes.

Hervorgerufen durch das ständige Weiterziehen bildeten sich auf der Suche nach einer als Acker nutzbaren Fläche einzelne Gehöfte irgendwo in Wald oder Flur. Sippschaften stellten die Form des Siedlungsverbundes dar, in der sich die Menschen niederließen. Die Entwicklung zu größeren Gemeinwesen wurde durch Abspaltungen immer wieder verhindert. Die einzelnen Sippschaften waren mehr oder weniger auf sich allein gestellt. Jede wurde ihres Glückes aber

auch Leides eigener Schmied. Es fehlte der Anstoß zur Herausbildung größerer kultureller Zentren, das ganze Land wurde zur Provinz. Der anhaltende Wanderungswille der Kelten führte zwar zu einer frühen und großflächigen Besiedlung Europas, die Landschaften waren dennoch relativ dünn besiedelt. Die einzelnen Ansiedlungen lagen ziemlich weit voneinander entfernt, die Kommunikation zwischen denselben deshalb nur sehr schwach ausgeprägt.

Im Verlauf der Ausbreitung der Ansiedlungen bis hin zu den Küsten der Nord- und Ostsee hinterließen diese durchaus Spuren ihrer kulturellen Tätigkeit, z.B. Grabenwerke, wie sie in Süddeutschland zuerst in der Jungsteinzeit angelegt worden waren. Eine dieser Anlagen befand sich auf dem Michelberg bei Untergombach zwischen Karlsruhe und Heidelberg, die zwar nicht von denselben Menschen wie diejenige in Meisterthal erbaut worden ist, die aber derselben durchaus gleichwertig war. Ein elliptischer Kreisgraben von kastenartigem Querschnitt und einer Sohlenbreite von drei bis dreieinhalb Metern, ein innerer Ring von Palisaden mit Durchgängen.

Ähnliches hatten die Archäologen auch in der Eifel bei Mayen entdeckt, aber auch in der Bretagne und im heutigen Belgien. Es handelte sich hierbei jedoch nur um eine kleine Anzahl aus der großen Zahl jener Anlagen, die tatsächlich existiert haben dürften. Ihre Entdeckung verdankten sie mehr oder weniger dem Zufall. Offen ist nach wie vor, was aus den vermuteten zahlreichen anderen Anlagen geworden ist. Möglicherweise fielen auch sie Zerstörungsaktionen zum Opfer. Sie wurden möglicherweise auch einfach überbaut, fielen der Expansion von Dörfern und Städten zum Opfer und verschwanden dadurch für immer sowohl von der Bildfläche als auch aus dem Bewußtsein der Menschen. Die mittlerweile stattgefundene großflächige Versiegelung des Bodens tat ein ihres, daß derartige geschichtliche Zeugnisse erst gar nicht entdeckt wurden.

Einige der Sonnenobservatorien sollen allerdings auch auf kleineren Bergkuppen oder Hügeln errichtet worden sein. So etwa in der Nähe von Heidelberg oder auch in der Eifel. Möglicherweise wollten die Erbauer sie dadurch vor klimatischen oder anderen Unbilden schützen.

Das Land überzogen so mit der Zeit eine große Zahl voneinander mehr oder weniger unabhängiger Siedlungen. Da es zu jener Zeit weder eine Nation noch übergeordnete Führungsstrukturen gab, galt die diesen Siedlungsformen zugrundeliegende Autonomie offensichtlich als die einzig richtige und erstrebenswerte Art zu leben. Welche speziellen Gründe dazu führten, daß sich die Menschen immer wieder auf die Suche nach neuen Siedlungsgründen machten, soll hier nicht weiter erörtert werden. Es machten sich jedenfalls immer wieder ganze Sippschaften unter der Führung ihres Druiden auf den Weg, um nach neuen Siedlungsgründen zu suchen und diese dann für sich in Beschlag zu nehmen. Auf diese Weise eroberten sie im Laufe der Zeit den ganzen ursprünglich von Eis bedeckten Kontinent. Dieser Kontinent war vor der großen Eiszeit vor einer Million Jahren bereits vom Homo erectus bewohnt worden, der die ersten groben Werkzeuge formte und sich dadurch seinen Lebenshorizont erweiterte, bis die einbrechende Kaltzeit ihn in südliche Gefilde ausweichen ließ.

Waren die umherziehenden Kelten erst einmal an den Ufern der Nordsee angekommen, erblickten sie auf der anderen Seite des Wassers eine langgezogene Landmasse, das heutige England. Das sie von dieser Landmasse trennende Wasser war nicht viel breiter als der Rhein vor etwa 6.000 Jahren. An manchen Stellen eher schmaler und kaum tiefer als einen Meter. Lag der Meeresspiegel zu jener Zeit noch um 30 Meter tiefer als heute, so kann man sich gut vorstellen, daß es für die Menschen nicht allzu schwer gewesen sein muß, über diese flachzellige Meerenge überzusetzen und nun auch das vor ihnen liegende Land in Beschlag zu nehmen. Die Tiefe des Ärmelkanals beträgt gegenwärtig zwischen 30 und 50 Metern, an manchen Stellen auch bis zu 172 Metern, hervorgerufen durch die Aktivitäten des Gletschereises.

Das Kelten-Horoskop

Prachtvolle Eichen, Buchen und Bergahornbäume säumten die Wege der alten Kelten schon vor mehr als 10.000 Jahren.

Es erscheint uns diese Zeit, bezogen auf den damaligen Zustand der Natur, als eine vollkommene Landschaft in ungestörter Harmonie, in der dem Wanderer angenehme, ganzheitliche Gefühle erwachsen. Was Wunder, wenn derartige Eindrücke sich zu der Frage verdichteten, ob denn die Bäume, unter denen Mensch wie Tier wandelten, sich nicht einer höheren Bestimmtheit erfreuten, ob sie nicht auch Gefühle wie Mensch und Tier besaßen. Insekten und Vögel konnten fliegen und im Notfall fliehen, Mensch und Tier weglaufen, wenn Gefahr im Verzug ist, allein der Baum ward auf Gedeih und Verderb seinem Schicksal ausgeliefert, mußte dort Wurzeln schlagen, wo er vom Wind als Samenkorn hingeweht worden ist.

Nein, denken konnte er mit Sicherheit nicht. Aber daß auch Bäume Leben besitzen, mußte wohl ein jeder zugeben. Wuchsen sie doch jedes Jahr um einige Zentimeter in die Höhe, wurden breiter und voller, die Wurzeln gruben sich immer tiefer in den Boden hinein und gaben dem immer mächtiger werdenden Baum dadurch Halt und Sicherheit vor Stürmen und anderen Unbilden der Natur. Das Blätterwerk verfärbte sich regelmäßig beim Herannahen des unabweichlichen Winters und wurde schließlich ganz abgeworfen. Im Frühling dann, wenn der wärmende Sonnenschein ihre prallgefüllten Knospen streichelte, brachten sie ein üppiges grünes Kleid aus Blättern hervor, das je nach Art auch durch Blüten verschönert wurde. Das lebende Wunderwerk entwickelt die Blüten zu Früchten, die Menschen und Tier zugute kommen. Die Palette der Früchte reicht vom Weichobst mit einem harten Kern bis hin zu Nüssen mit einer harten äußeren Schale und schmackhaften und ölhaltigen Kernen im Innern, die nahrhaft und gesund sind. Sie alle, Mensch wie Tier, profitieren von den Bäumen in einem hohen Maße. Insbesondere der Mensch, der sich nicht nur die Früchte, sondern auch das Holz zunutze macht, besitzt im Baum eine wertvolle Gabe der Natur, die es gebührend zu achten gilt. Menschen, die den Wert der Bäume kannten, haben sich

immer schon um deren Erhalt, Pflege und Vermehrung gekümmert und der ganzen Menschheit dadurch einen großen und wertvollen Dienst erwiesen. Sensible, wenn auch eigennützig Menschen, haben viele Arten von Obstbäumen herangezüchtet, sie gestützt, veredelt, sie von Schmarotzern befreit und in großen Plantagen zusammengefügt.

Darüberhinaus beschäftigten sich einige Menschen seit Jahren schon mit experimentellen Versuchen, bei denen sie einige bereits entwickelte elektronische Geräte mit einbezogen. Wie so oft kam auch hier Kommissar Zufall zum Zug. Es war ein leibhaftiger Detektiv, der eines Tages, als er nichts zu tun hatte, allein in seinem Büro saß und gelangweilt aus dem Fenster schaute und ihm dabei eine besonders schöne und buschige Topfpflanze, die auf der Fensterbank stand, ins Auge fiel. Sie erinnerte ihn an die hier und da sporadisch auftauchenden Gerüchte, daß nämlich auch Pflanzen angeblich über Gefühle verfügten und diese auszudrücken in der Lage seien. Dabei drängte sich ihm zwangsläufig die Frage auf, wie denn das möglich sein sollte. Wie kann ich die Gefühlsregungen einer Zimmerpflanze wahrnehmen? Er hatte noch nie eine Pflanze lachen oder weinen gehört. Dabei erinnerte er sich an den Lügendetektor, den er besaß.

Der Detektiv schloß die Klemme des Lügendetektors an ein Blatt der Zimmerpflanze an und beobachtet nun den Zeiger über der Skala des Geräts. Nichts bewegte sich. Daraufhin steckte er ein Blatt der Topfpflanze in den heißen Kaffee seiner Tasse, doch wiederum rührte sich der Zeiger nicht. Er vermutete, daß sein Detektor möglicherweise nicht in Ordnung sein könnte und untersuchte diesen auf Herz und Nieren, prüfte nochmals die Kontakte, ob sie denn auch wirklich richtig angeschlossen waren, doch der Detektor zeigte keinerlei Regungen. Entnervt zündete er sich eine Zigarette an und hielt anschließend die offene Flamme seines Feuerzeugs gefährlich nahe an die Blätter der Pflanze. Und siehe da, die Pflanze zeigte eine Reaktion. Der Zeiger schlug wie wild aus, sie hatte sich offensichtlich erschrocken. Also doch, dachte er, Pflanzen scheinen also tatsächlich etwas zu empfinden, scheinen zwischen Freud und Leid unterscheiden zu können. Sie spürten offensichtlich, daß ihnen etwas zuleide

getan werden sollte. Spielte man ihnen dagegen eine schöne Melodie vor und spricht wohlmeinende Worte, dann freuen sie sich und betrachten den betreffenden Menschen als Quelle von angenehmen Empfindungen.

Der Detektiv wiederholte das Experiment, indem er die Glut seiner Zigarette nahe an die Blätter der Pflanze hielt und brachte damit die Nadel des Detektors erneut zum Tanzen.

Dieses überraschende Ergebnis seines Experiments faszinierte den Detektiv derart, daß er seine Experimente erweitere, indem er alle für die Topfpflanzen auf der Fensterbank bedrohlich scheinenden Gegenstände beiseite räumte und ihr auf einem Radiorekorder ausgesuchte und angenehme Melodien – sanft und geschmeidig im Ton – vorspielte. Die Topfpflanze freute sich, und als er ihr auch noch Schmeicheleien zuflüsterte, hatte der Detektiv scheinbar eine neue Freundin gewonnen.

Der Detektiv erzählte seinem Freund von den Ergebnissen seiner Experimente und trug ihm auf, die Topfpflanze zu beschimpfen, sobald er selbst nicht zugegen war und den Versuch zu unternehmen, ihr weh zu tun, ohne ihr jedoch physischen Schaden zuzufügen. Danach stellte sich heraus, daß das kleine, zierliche Pflänzchen seinen Freund partout nicht ausstehen konnte. Sie reagierte bereits deprimiert, wenn er nur den Raum betrat oder seine Stimme aus dem Nebenraum herüberdrang. Ihre erste Liebe aber, den Detektiv, nahm sie jedesmal, wenn er den Raum betrat, mit freudiger Vibration ihrer Blätter wahr und zeigte Anzeichen von Freude, wenn er ihr freundliche Worte widmete.

Allerdings gibt es Bäume und generell Pflanzen, die sich partout nicht ausstehen können. Und wenn, aus Versehen oder anderen natürlichen Gegebenheiten heraus, zwei solcher Pflanzen dicht nebeneinander aufzuwachsen begannen, wird über kurz oder lang eine der beiden eingehen. Meistens die kleinere und schwächere Pflanze. Des weiteren hatte man beobachtet, daß Bäume in städtischen Gebieten unter künstlichem Licht der Straßenbeleuchtung schneller wachsen, dann aber wie der Mensch auch schneller erkranken und auch eher sterben, als jene in der freien Natur.

Werden die Tage kürzer oder war ein Sommer besonders heiß und die Temperatur auf 35 Grad und mehr angestiegen, so warfen beispielsweise Kastanienbäume ihr Laub früher ab als sonst. Wie man aus diesen Beispielen ersehen kann, besitzen auch Bäume so etwas wie einen Selbsterhaltungstrieb, der sie dazu veranlaßt, sich den klimatischen und sonstigen Gegebenheiten ihrer Umgebung anzupassen, sofern sie genügend Zeit dazu haben. Mancher Baum klammert sich geradezu an sein Leben, versucht sich auch noch auf steinigem und trockenem Platz zu halten, nicht aufgebend, da es ansonsten möglicherweise überhaupt kein Leben gäbe.

Im Kampf um das nackte Überleben macht es für einen Baum keinen Unterschied, wer ihm das Wasser abgräbt oder das Sonnenlicht raubt. Da ist beispielsweise die Weymouthskiefer, die für ihre chemische Kriegsführung bekannt ist und in ihrem Umkreis nicht dem winzigsten Grashalm, geschweige denn einem Kräutlein oder sogar einem Baum eine Möglichkeit des Überlebens gibt.

Walnußbäume reagieren ähnlich auf ihre Konkurrenz.

Sie dulden keine anderen Bäume in ihrer unmittelbaren Nähe. Besonders aggressiv reagieren Eukalyptusbäume. Der Schrecken aller Bäume aber ist die Würgerfeige, die anderen Bäumen regelrecht das Leben auspresst.

„Killer“ gibt es also auch in der Pflanzenwelt, von den fleischfressenden Pflanzen erst gar nicht zu sprechen. Werden Bäume von Schädlingen wie etwa Raupen befallen, so werden diese durch Abwehrgas, nämlich Ethylen, getötet. Nutzbringende oder harmlose Insekten werden dagegen zumindest geduldet.

Was in der Gegenwart mittels elektronischer Hilfsmittel untersucht und bestätigt worden ist, haben in früheren Zeiten hochsensible und intelligente Vertreter dieser Menschen in akribischer Kleinstarbeit zu einem umfassenden weltanschaulichen Bild zusammengetragen. Hier waren es die Druiden, die Maßgeblichen, mit ihrem Feinsinn, der hohen Intelligenz, ihrer Beharrlichkeit und ihrem guten Gedächtnis, die zu Erkenntnissen gelangt waren, die auch heute noch oder wieder Gültigkeit besitzen. Sie entwickelten das „Baumhoroskop“, andere wiederum bezeichnen es als „Keltenhoroskop“ oder auch als Baumka-

lender. Zu welcher Zeit das Baumhoroskop eigentlich entstanden ist, darüber wird auch heute noch gerätselt. Es können nur Mutmaßungen angestellt werden. Die Pergamentrolle, auf der sich ein Baumhoroskop aufgezeichnet fand, wird auf etwa 25 00 Jahre zurückdatiert. Doch zu jener Zeit besaßen die Kelten in Mittel- und Westeuropa noch keine Schriftsprache.

Das Baumhoroskop konnte frühestens nach dem Beginn der römischen Besatzung, also frühestens um etwa 50 vor der Zeitrechnung, also etwa zu Beginn unserer heutigen Zeitrechnung, entstanden sein. Aufgezeichnet wurde es in lateinischer Sprache wahrscheinlich von Druiden, die als Mönche in die Klöster verbannt worden sind. Wie lange es aber bereits in der mündlichen Überlieferung der Kelten existiert hatte, wird für immer unergründlich bleiben (schätzungsweise 10.000 Jahre, siehe Ölbaum bis Zypresse).

Fast jeder größere menschliche Kulturkreis verfügt über ein eigenes Horoskop: Indianer, Araber, Chinesen und nicht zuletzt die Inder haben jeweils ein eigenständiges Horoskop entwickelt. Horoskope sind auch heute noch sehr weit verbreitet und werden von einer großen Zahl von Menschen zur Interpretation ihrer eigenen persönlichen Möglichkeiten herangezogen.

Das Baumhoroskop der Kelten aber ist in Vergessenheit geraten, bevor es überhaupt richtig bekannt geworden ist. Es handelt sich dabei um ein originär europäisches Horoskop. Voraussagungen sind immer mit Vorsicht zu betrachten, Aussagen können allenfalls als Interpretationshilfe akzeptiert werden. Was das keltische Horoskop u.a. so interessant macht, ist die Gegenüberstellung der einzelnen Charaktere. Ein anderes hervorstechendes Merkmal sind die jeweils führenden Bäume in den vier Jahreszeiten Frühling, Sommer, Herbst und Winter und analog dazu Eiche, Birke, Ölbaum und Buche. Insgesamt kennt das keltische Horoskop einundzwanzig Schicksalsbäume, denen bestimmte Charaktereigenschaften zugeordnet sind.

Das Baumhoroskop wurde von den Druiden entwickelt und auf deren traditionelle Art und Weise weitergegeben.

Gemäß diesem Baum-Horoskop ist das Jahr in neununddreißig (39) Abschnitte aufgeteilt, die wiederum von insgesamt einundzwanzig

(21) Bäumen regiert werden. Welcher Baum uns zugeordnet wird, verrät unser jeweiliges Geburtsdatum. Der betreffende Baum ist nicht nur der das jeweilige Individuum betreffende Glücksbaum, er zeigt uns auch seine Eigenschaften, die wir gemeinsam mit ihm wie auch unser Schicksal zu tragen haben.

Vier Bäume davon: Buche, Eiche, Birke und Ölbaum sind für nur einen Tag, den Beginn der zugeordneten Jahreszeit zuständig (Winter, Frühling, Sommer und Herbst). Also der Anführer, der maßgebende Baum, für die jeweilige Jahreszeit.

Die Kelten wußten – quasi erwiesenerweise – bereits vor rund siebentausend (7000) Jahren, nachdem sie ihr erstes Sonnenobservatorium erbaut hatten, daß nach dem kürzesten Tag (21./22.12.) eines Zyklus ein neuer Anfang folgen muß. Also beginnt so gesehen hierbei die Buche den Reigen.

Datum	Baumart	Zuordnung	Datum
<i>1. Jahreshälfte</i>			<i>2. Jahreshälfte</i>
Jahresbeg.	Buche	Das Gestalterische	22.12.
23.12.-01.01.	Apfelbaum	Die Liebe	25.06.-4.07.
02.01.-11.01.	Tanne	Das Geheimnisvolle	05.07.-14.07.
12.01.-24.01.	Ulme	Die gute Gesinnung	15.07.-25.07.
25.01.-03.02.	Zypresse	Die Treue	26.7.-4.8.
04.02.-08.02.	Pappel	Die Ungewißheit	05.08.-13.08.
09.02.-18.02.	Zeder	Die Zuversicht	14.08.-23.08.
19.02.-29.02.	Kiefer	Wähler. Wesen	24.08.-02.09.
01.03.-10.03.	Trauerweide	Die Melancholie	03.09.-12.09.
11.03.-20.03.	Linde	Der Zweifel	13.9.-12.9.
21.03.	Eiche	Robuste Natur (Maßgebende)	
<i>Frühjahrsbeginn</i>			
	Ölbaum	Die Weisheit	23.9.
			<i>Herbstanfang</i>

22.03.-31.03.	Haselnuß	Das Ungewöhnliche	24.09.-03.10.
01.04.-10.04.	Eberesche	Das Feingefühl	04.10.-13.10.
11.04.-20.04.	Ahorn	Die Eigenwilligkeit	14.10.-23.10.
21.04.-30.04.	Nußbaum	Die Leidenschaft	24.10.-11.11.
01.05.-14.05.	Pappel	Die Ungewißheit	
15.05.-24.05.	Kastanie	Die Redlichkeit	12.11.-21.11.
25.05.-03.06.	Esche	Der Ehrgeiz	22.11.-01.12.
04.06.-13.06.	Hainbuche	Der gute Geschmack	02.12.-11.12.
14.06.-23.06.	Feigenbaum	Die Empfindlichkeit	12.12.-21.12.
24.6.	Birke	Das Schöpferische	

Sommeranfang

Die nachfolgenden Ausführungen geben Auskunft über die menschlichen und charakterlichen Eigenschaften, die den jeweiligen Bäumen zugeordnet worden sind.

Auffallend unter den einundzwanzig Bäumen sind v.a. der Ölbaum, womit der Olivenbaum gemeint ist, sowie der Feigenbaum und die Zypresse, die alle südlich der Alpen zuhause sind und die auf den südlichen Ursprung der Kelten verweisen. Es scheint, als hätten die nach mit dem Rückgang der Eismassen nach Norden ziehenden Stämme das Wissen über diese Bäume mitgenommen und über zahlreiche Generationen hinweg tradiert.

Die Eiche (21. März) eröffnet den Reigen. Ihr werden nicht nur eine robuste Natur zugeschrieben, sie scheint auch als die Königin der Bäume angesehen worden zu sein. Die Eiche will führen, will diejenige sein, die den anderen die Richtung und das Ziel vorgibt. Ihre Energie und Kraft sind enorm. Wenn es um die Durchsetzung ihrer Vorstellungen geht, scheut die Eiche auch nicht vor Leichen zurück. Sie sucht den direkten Weg zum Erfolg und arbeitet unverdrossen daran, scheut Veränderungen und kommt rasch aus jedem Tief wieder hervor. Auch in der Liebe will sie das beherrschende Element sein. Sie bewahrt ihre Unabhängigkeit, der Partner soll sich anpassen. Feingefühl ist nicht ihre Stärke.

Die Birke (24. Juni) repräsentiert den schöpferischen Geist, der von Natur aus ein Pionier ist, der anderen den Weg hin zu erfolgreichem Gedeihen weist. Eine starke Wegbereiterin also, die den Beginn des Sommers einläutet.

Der Olivenbaum (23. September) symbolisiert die Weisheit, führt hin zur Erntezeit und in den Herbst hinein. Die angeblich selbstlose Haltung scheint an Idealismus zu grenzen. Wenn das Materielle ihn nicht zu faszinieren vermag, dann nur deshalb, weil es ihm in Hülle und Fülle ohnehin wie von selbst zufällt.

Die Buche (22. Dezember) ist der Baum, der die gestalterischen Fähigkeiten repräsentiert. Auch sie ist in ihrem Bereich und darüber hinaus eine starke Führerpersönlichkeit, die hier den Winter vergegenständlicht. Eine Jahreszeit, in der die lebendige Materie in sich kehrt, sich besinnt und sich regeneriert.

Der Birke hatten die Druiden das schöpferische Moment zugeordnet. Es gibt zweierlei Arten, nämlich die weiße und die Moorbirke. Charakteristisch für die weiße Birke sind ihre hängende Krone und die schwarzen Flecken auf ihrer Rinde. Sie kommt auf trockenen Standorten in Heidelandschaften, in lichten Wäldern auf Sand und kieshaltigen Böden vor, sowie auch an sich schnell entwässernden Hängen enger Bergtäler. Sie ist eine Pionierpflanze, erscheint sehr früh auf Brachflächen und auf abgebrannten oder vom Sturm in Mitleidenschaft gezogenen Beständen. Sie gehörte mit Sicherheit auch zu den ersten Bäumen, die die vom Eispanzer freiwerdenden Landstriche besiedelten. Die Samen der Birke sind mit ihren kleinen Flügeln derart gestaltet, daß sie vom Wind auch über eine größere Entfernung hinweg getragen werden können, was ihre Ausbreitung beschleunigt. Sie gehört zusammen mit der Flechte zu den Pionierpflanzen.

Auf den Menschen wirken beide Birkenarten freundlich, ja sympathisch, sie erscheint als lebhaft und ist von schöner Gestalt. Der der Birke entsprechende Mensch ist ein gern gesehener Gast, weil er anspruchslos und frei von Überheblichkeit ist. Er liebt die Weite der freien Natur und gibt ihr zugleich durch seine Gegenwart eine besondere Prägung. Er ist wie die Birke elastisch und anschniegbar, be-

ständig und treu. Seine Intelligenz gepaart mit einer ausgeprägten Vorstellungskraft erzeugt große schöpferische Fähigkeiten. Er liebt die Harmonie, ist friedfertig und ein Wegbereiter für neue Ideen und Aktivitäten, die ihn zu einem nützlichen Glied der Gesellschaft machen. Dank seiner beständigen und liebevollen Art und seines nahezu selbstlosen Wesens findet er schnell Freunde und Anschluß. Er opfert sich gerne für große Ideen, deren Nutznießer nicht nur er selbst, sondern auch alle anderen sind.

Der Ölbaum, besser auch als Olivenbaum bekannt, liebt den Sonnenschein, das warme Klima des Mittelmeeres. Er liefert ölhaltige Früchte, die das Gold des Sonnenscheins einfangen, entzieht dem Boden wichtige Spurenelemente und Mineralien, die er dem Menschen in Form seiner Früchte wieder zur Verfügung stellt.

Große und kleine Olivenplantagen im Mittelmeerraum werden seit 1957 aus Mitteln der Europäischen Gemeinschaft gefördert, wie überhaupt viele hunderte von Milliarden Mark an die gesamte Landwirtschaft in den europäischen Staaten ausgeschüttet werden.

Das Öl, das aus den Früchten des Ölbaumes gewonnen wird, kann nicht genug gewürdigt werden. Das Olivenöl ist ein erwiesenermaßen hervorragendes und wertvolles Lebensmittel voller Energien und Vitaminen, aber auch seine regulierende Wirkung im Hinblick auf Blutfette ist von großer Bedeutung. Der Konsum von Olivenöl beugt insbesondere Kreislauferkrankungen vor und verhindert den Herzinfarkt.

Überträgt man das Wesen des Olivenbaumes (23. September) auf den Menschen, so resultiert daraus eine an Idealismus grenzende Selbstlosigkeit des betreffenden Menschen. Er setzt sich gerne und nachdrücklich für seine Mitmenschen ein, weil er einfühlsam ist und ein offenes Ohr für deren Sorgen und Nöte hat. Er entwickelt einen ausgeprägten Gerechtigkeitssinn, was ebenfalls den Mitmenschen zugute kommt. Er schätzt es, von klugen Menschen umgeben zu sein, liebt Intellektuelle und ist durch seine geistige Potenz ein wertvolles Mitglied der Gesellschaft. Er verfügt über einen ausgeglichenen Charakter. Eifersucht, Neid und Buhlereien sind ihm fremd. Streite-

reien geht er am liebsten aus dem Weg. Er lehnt Krieg und andere Verbrechen ab.

In der Summe seiner Eigenschaften scheinen die positiven Merkmale zu überwiegen. Man könnte auch den Eindruck gewinnen, daß seine persönlichen Energien unerschöpflich sind. Männliche Charakter wissen jedoch sehr genau, daß sie äußerst verletzlich sind und aus diesem Grunde einen zuverlässigen Menschen an ihrer Seite brauchen.

Die Buche repräsentiert das gestalterische Element. Auch von ihr gibt es zwei unterschiedliche Arten, die Rotbuche und die Blutbuche. In unserem Zusammenhang jedoch geht es um die Rotbuche. Deren Blätter sind von der Knospe an bis in den Herbst hinein grün, dann setzt die rötliche Verfärbung ein, während die Blätter der Blutbuche von Anfang an dunkelrot gefärbt sind. Diese Buchenart wurde nur vereinzelt in der Schweiz und erst ab ca. 1680 auch in Deutschland heimisch.

Die Rotbuche gehört zu den Hartholzwäxsen, sie ist ein Baum, der im Schatten anderer Bäume gedeiht. Sie benötigt einen lockeren und gut entwässernden Boden. In höheren Lagen wächst die Buche auf Kreide- und auf leicht saurem Sandboden. Ihre Wurzeln sind weit gefächert und verankern sich nur oberflächlich im Boden, was die Gefahr der Entwurzelung durch Stürme mit sich bringt. Ihre Standfähigkeit ist also nicht besonders stark ausgeprägt. Sie gedeiht daher am besten in der Umgebung anderer Bäume, die ihr ausreichenden Schutz bieten, in einem Mischwald aus Kiefern, Lärchen und anderen Arten findet sie genügend Schatten und Schutz vor starken Winden. Unter derart günstigen Bedingungen werden die Buchen schneller als üblich bis zu vierzig Metern hoch.

Die Rotbuche repräsentiert Eigenschaften, die auf eine gedeihliche Gemeinschaftlichkeit hin ausgerichtet sind. In Parks allerdings macht die Buche auch als alleinstehender und mächtiger Baum einen guten Eindruck. Obwohl die Buche in und von der Gemeinschaft profitiert, benimmt sie sich des öfteren eher diktatorisch: Sie plant und realisiert dafür kühne Projekte und ist trotz ihrer dominierenden Allüren zu

edlen und tiefen Gefühlen fähig. Die Buche ist eine führende Persönlichkeit mit Ecken und Kanten, die gerne dem Luxus und dem Komfort frönt, sich nach Glück und Reichtum sehnt, dafür aber kaum Risiken einzugehen bereit ist, ihrer Familie aber treu bleibt. Obwohl sie sich im Kreise ihrer Familie wohl fühlt, wagt sie sich im vorgerückten Alter auch hin und wieder einen kleinen Flirt, zieht sich aber schleunigst wieder in die gewohnten Gefilde zurück, wenn es ernst zu werden droht.

Das Baumhoroskop der Kelten wurde von deren geistigen Führern, den Druiden, entwickelt. Sie beobachteten Mensch und Natur aufmerksam und versuchten, Zusammenhänge zwischen beiden Seiten zu erkunden. Aus diesen Beobachtungen heraus entstand das Baumhoroskop, das die unterschiedlichen Eigenschaften der Menschen den Eigenschaften und Erscheinungsformen der Bäume zuzuordnen versucht. Die Druiden waren sensible und in der Beobachtung und Interpretation von Naturerscheinungen geübte Menschen, die ihr Wissen und ihre Erfahrungen an jene weitergaben, die sie für befähigt hielten, dieses Amt ebenso gut auszuführen wie sie selbst.

Wie es zwischen den Menschen unendlich viele, mitunter aber nur sehr geringe Unterschiede gibt, so gibt es diese Unterschiede auch bei den Bäumen. Von jeder Baumart gibt es bis zu 30 Varianten.

Für die Druiden war der Apfelbaum, der ja auch in der christlichen Entstehungsgeschichte eine zentrale Rolle spielt, nicht etwa ein Symbol für den Sündenfall der Menschen, sondern ein Synonym für die Liebe. Zur Zeit der Kelten gab es allerdings nur wild wachsende Apfelsorten, und es sollte noch viel Zeit vergehen, bis diese durch Züchtung sich dem heutigen Aussehen und Geschmack annäherten. Der Urapfelbaum zählte zu den Rosengewächsen und hatte länglich-ovale und gesägte Blätter. Die kurzstieligen, weißlichen bis rosa Blüten saßen in Doldenform auf Kurzstielen. Er blühte von Mai bis Juni, im September begannen die Früchte zu reifen. Der Apfelbaum entwickelte sich nur sehr langsam weiter und wurde im Durchschnitt zwei bis vier, allerhöchstens sieben Meter hoch. Am besten gedieh er

auf kräftigen und kalkreichen Böden in lichter Lage. Er kann als Urstamm aller Kulturapfelbäume bezeichnet werden.

Überträgt man die Wesensart des Apfelbaumes auf den Menschen, so liest sich das wie folgt: Es handelt sich hierbei um einen Menschen mit Charme und Ausstrahlung. Der Apfelbaum ist gutmütig, sensibel und ruhig und geht Streitereien meistens aus dem Weg. Was aber nicht heißen soll, daß er ein langweiliges Leben im Schaukelstuhl bevorzugen würde. Er lebt gerne auf dem Lande oder an der Peripherie irgendeiner Großstadt im Grünen in einem schönen Heim, das ihm die Möglichkeit bietet, seinen Hobbies in Haus und Garten nachzugehen. Nicht selten erfährt der Apfelbaum im Leben Enttäuschungen. Er traut niemandem etwas schlechtes zu und unterstellt, daß seine Mitmenschen ebenso dächten und fühlten wie er. Dennoch lernt er aus seinen Erfahrungen, um dadurch zu einem immer reiferen Menschen heranzuwachsen. Er ist fleißig und liebt seine Arbeit oder sein Geschäft und erzielt darin überdurchschnittlich gute Resultate.

Er sucht Liebe und Zuneigung. Spürt er Ablehnung, läßt er seine Blätter hängen, denn er erträgt diese nur schlecht. Den für ihn geeigneten Partner findet er erst relativ spät. Hat er diesen aber erst einmal gefunden, ist er absolut treu. Er wird dann sehr häuslich und liebt philosophische Gespräche im Freundeskreis. Wolkenkuckucksheime oder phantastisch-übertriebene Träume interessieren ihn nicht. Grundsätzlich geben sich alle im Zeichen des Apfelbaums lebenden Menschen keinerlei Illusionen hin. Der Apfelbaum belegt die Zeit vom 23. Dezember bis 1. Januar und vom 25. Juni bis zum 4. Juli.

Der Tannenbaum bildet das Synonym für das Geheimnisvolle und bezieht sich auf die Zeit vom 2. bis 11. Januar und vom 5. bis 14. Juli.

Die Tanne besitzt in der Regel einen vollkommen geraden und walzenförmigen Stamm mit einer Anfangs kegelförmigen Krone, die sich im Alter storchennestartig mit einer abgeplatteten Spitze ausprägt. Er verfügt über eine nicht sehr tief reichende herzförmige Wurzel. Die Rinde ist in jungen Jahren glatt und braun und wechselt später ins weißgraue mit oftmals eckigen Schuppen. Die Tanne wird im Freiland im Alter von 30 bis 40 Jahren geschlechtsreif, im Bestandsschluß

jedoch erst mit 60 bis 70 Jahren. Sie entwickelt dann entsprechend der jeweiligen klimatischen Bedingungen ihres Standortes alle zwei bis vier Jahre neue Samen. Die Blütezeit des Baumes reicht von Mai bis Juni, die Reifeperiode endet im September. Einen Monat später öffnet sich der Tannenzapfen und gibt dabei die Samen frei, die mit dem Wind in die nähere Umgebung verweht werden. Fünfzig Prozent des Samens ist keimfähig und erhält sich die Keimfähigkeit für etwa ein halbes Jahr. Der junge Tannenbaum bildet im dritten Jahr einen spornartigen, langen Seitentrieb aus, der je nach Lichteinfall in seinem Wachstum schnell vorankommt. Der Höhenwuchs verläuft während der ersten 15 Jahre allerdings relativ langsam, um dann bis etwa zum hundertsten Lebensjahr, sofern dem Baum ein solches Alter zu erreichen vergönnt wird, etwas zügiger. Danach geht es bis zum zweihundertsten Lebensjahr wieder etwas langsamer voran. Unter günstigen Voraussetzungen wird eine Tanne bis zu 40 Meter hoch. Unter urwaldähnlichen Bedingungen sollen aber auch schon Höhen bis 50 Metern erreicht worden sein. Kräftige Bäume erreichen am Fuß einen Durchmesser bis zu 150 Zentimetern und werden auch schon mal 500 Jahre alt. Derart alte Bäume sind jedoch wirtschaftlich nicht mehr verwertbar. Die Tanne verlangt tiefgründigen, lockeren und fruchtbaren Boden, wobei eine hohe Luftfeuchtigkeit ihrem Wachstum förderlich ist. Sie gehört mit zu den anspruchsvollsten Bäumen des Waldes. In jungen Jahren ist die Tanne gegen Spätfröste sehr empfindlich. Mittels ihrer dichten Krone schützt sie den Boden in ihrem Wurzelbereich vor schnellem Austrocknen. Das Holz ist ohne Kernfärbung, gelblich-weiß oder auch etwas rötlich gefärbt. Die Tanne gehört zu den Weichholzarten, ist deswegen entsprechend leicht im Gewicht, wenn sie erst einmal ausgetrocknet ist.

Ihre auf den Menschen übertragene Wesensart zeichnet sich durch Stolz aus, und sie möchte in ihrem Leben gerne Großes leisten. Im Grunde ist sie zuverlässig und fleißig, dabei aber immer auch etwas launisch. Sie zeigt jedoch nur selten Temperament und macht deswegen auf andere Menschen leicht einen etwas langweiligen Eindruck. In Wirklichkeit aber ist sie nur bemüht, ihre Gefühle vor anderen Menschen zu verstecken. Es dauert einige Zeit, bis sie aus sich he-

rausgehen kann. In Gesellschaft fällt sie durch ihre betonte Würde und Zurückhaltung auf. Sie liebt Schmuck und schöne Möbel, überhaupt alle schönen Dinge. In der Liebe ist sie sehr anspruchsvoll und eigensinnig. Es dauert einige Zeit, bis es jemandem gelingt, ihr Herz zu erobern. Ihr ausgesprochener Ehrgeiz, aber auch ihr Fleiß bringt sie in beruflicher Hinsicht in angesehene Positionen.

Oft stellt sie ihre Nadeln abwehrend wie ein Igel auf, welche Empfindungen damit für sie verbunden sind, bleibt jedoch ihr Geheimnis. Derjenige aber, dem sie sich öffnet, ahnt jedoch, was in ihr vorgeht. Hat sie sich einmal für einen Menschen entschieden, dann soll es ein für alle mal gelten, am besten bis in alle Ewigkeit hinein. Die Tanne ist bodenständig, ihr Liebesleben ist brav und häuslich orientiert, jedoch nicht ohne Stil.

Sie wird ihrem Partner ein Leben lang verlässlich zur Seite stehen. Primitiven und oberflächlichen Menschen geht sie am liebsten aus dem Weg und macht einen weiten Bogen um sie herum. Über ihrem Wesen scheint ein melancholischer Schleier zu liegen, verursacht durch ihre Bemühungen, ihr inneres Wesen nach außen hin abzuschirmen. Dies entspricht dem Bild von der schweigenden Tanne, die in ihrer Beständigkeit erkannt und als solche geschätzt wird.

Die Ulme (12. 1.- 24. 1. und 15. 7. – 25. 7., „Die gute Gesinnung“) kann bis zu dreiunddreißig Meter hoch werden und ein Alter von dreihundert Jahren erreichen. Vereinzelt gibt es Exemplare, die einen Umfang von mehr als zehn Metern aufweisen, es gibt sogar eine Ulme mit fast sechzehn Metern Umfang. Dieses Exemplar hatte, bevor es vom Blitz getroffen wurde, eine Höhe von etwa vierzig Metern erreicht. Die Blätter der Ulme sind wechselständig zweizeilig gestellt, zugespitzt, ringsherum scharfgesägt, fiedernervig und unsymmetrisch. Ihre jüngsten Zweige sind flaumig, sie besitzt etwa 10 cm x 5 cm große Blätter, die oberseitig glatt ausgeführt sind und 8 bis 12 Nervenpaare aufweisen. Die Blütenknospen sind rundlich, die Frucht ist elliptisch und besitzt Doppelflügel, die ihr ein gutes Flugvermögen verleihen.

Die Ulme bietet die Kontur eines breitkronigen und dichtbelaubten Baumes, der im Freiland zur Zwieselbildung neigt. Sie liebt frische

und nährstoffreiche Böden, ist in ganz Europa heimisch und in Deutschland zumeist in den Tälern der Mittelgebirge. Sie ist in fast allen europäischen Ländern zu finden, ihr Name in abgewandelter Form deshalb in unterschiedlichen Sprachen existent. Das Holz besitzt einen gelblichweißen, schmalen Splint und einen schokoladenbraunen Keim, es ist wertvoll und entsprechend teuer zu bezahlen.

Übertragen auf den Menschen liebt die Ulme es, sich geschmackvoll zu kleiden. -Sie erregt Aufmerksamkeit schon allein durch ihre Wohlgestalt. Sie besitzt aber auch ihre spezifischen Widersprüche, wie sie bei allen menschlichen Charakteren zu finden sind: Sie gehorcht nur ungern, schreibt jedoch gern anderen vor, was sie zu tun und zu lassen haben. Meistens verhält sie sich ruhig und beherrscht, kann jedoch auch zu Ausbrüchen neigen, die an Heftigkeit nichts zu wünschen übrig lassen. In ihren Ansprüchen ist sie eher bescheiden. Die familiären Verpflichtungen werden von ihr sehr ernst genommen: Treue und Ehrbarkeit gehören zu ihrem Primärtugenden. Ihr Edelmut und ihre Rechthaberei stehen dennoch in einem krassen Widerspruch zueinander. Sie liebt die Natur – Feld, Wiesen und Wälder – und ist sehr sparsam, jedoch nicht geizig. Sie liebt auch religiöse und esoterische Themen, huldigt darüber hinaus einem gewissen inneren Snobismus.

Für einen geliebten Menschen gibt sie ihr Geld mit offenen Händen aus. Wem sie erst einmal ihr Herz geschenkt hat, dem bleibt sie treu. Sie besucht regelmäßig die Kirche und interessiert sich für Horoskope.

Die Zypresse fühlt sich im gesamten Mittelmeerraum zuhause. Sie kommt aber vereinzelt auch im Norden bis in der Schweiz oder in anderen Ländern vor. Diese Vorkommen sind jedoch nicht von natürlicher Art, sie wurden von Menschen angepflanzt. Die Zypresse gedeiht am besten in warmen Gefilden, die Grenzen ihres natürlichen Territoriums bestimmt sie selbst.

Ihre Rinde ist dünn, graubraun und glatt mit Rissen. Die Krone strebt säulenförmig und meistens sehr schmal und nach oben hin auslaufend empor. Ihr Laub ist stumpfgrün mit ziemlich dicken und rauhen Zweigen. Die schuppenförmigen Nadeln schwellen zur Spitze

hin leicht an, zwischen den Fingern zerrieben duften sie nach Zitrone. Die Blüten sitzen an kleinen Zweigen an der unteren Hälfte der Seitentriebe. Sie sind 3 mm lang, grüngelb, eiförmig und gegen Ende Mai nur noch gelbscheinend. Sie stäuben Mitte Juni. Die daraus erwachsenden Samenzapfen sind klumpig bis kugelig und messen etwa drei bis vier Zentimeter im Durchmesser.

Die Zypresse ist in jungen Jahren überaus wuchsfreudig. Die späteren Jahrestriebe werden bis zu 80 Zentimeter lang. In der zweiten Hälfte ihres Daseins wird das Wachstum zunehmend langsamer.

Betrachtet man die Zypresse aus der Ferne, wirkt sie bisweilen wie eine Fata Morgana. Ihre elegante Erscheinung verleiht ihr eine Aura von Feierlichkeit und Ernsthaftigkeit, je näher man ihr kommt. Bei näherem Hinsehen jedoch zeigt sich dem Betrachter das wahre Bild des Baumes in Gestalt eines Gestrüpps von krummen Ästen und Ästchen, das dem eleganten Bild aus der Ferne überhaupt nicht entspricht.

Dementsprechend ist ihre Wesensart: Äußerlich von einem schützenden Gestrüpp umgeben, weist sie innerlich eine Pseudogenügsamkeit auf. Sie ist jedoch bestrebt, sich um jeden Preis ein großes Maß an Wissen und Können anzueignen. Alles in allem ist sie voller Kraft, und dies in jeder Beziehung. Biessam und elastisch trotzt sie allen Stürmen, sich dabei fast auf den Boden hin neigend, ohne da durch Schaden zu nehmen. Sobald der Sturm vorüber ist, steht sie wieder kerzengerade wie zuvor in einer feierlichsten Haltung (25. 1. – 3. 2. und 26. 7. – 4. 8., ‚Die Treue‘).

Die Pappel ist in ihrer botanischen Beschaffenheit zwar keine Himmelsstürmerin, sie bringt es jedoch innerhalb von dreißig Jahren auf ein Wachstum von immerhin dreißig Metern, und dabei kommt sie auch im Hinblick auf ihr Stammvolumen nicht zu kurz. Über dem Wurzelwerk erreicht sie dabei einen Durchmesser von einem Meter. Nach einer maximalen Wachstumszeit von bis zu 300 Jahren kann sie es bis zu einem Bodendurchmesser von viereinhalb Meter bringen. Die Krone ist meist breit-rundlich ausgelegt, aber auch unregelmäßig bis pyramidenförmig und weißlichgrau die Rinde. Das Mark der

Zweige ist fünfkantig, die Triebe sind grün, weißwollig das Blatt, an Langstilen drei- bis fünfklappig bei einer Abmessung von 12 x 10 Zentimetern, auf der Unterseite weißfilzig. Der Blattstil ist flach ausgeführt, drei bis vier Zentimeter lang und behaart. Die Samenkätzchen sind vier bis acht Zentimeter lang, hellgrün, rötlich bis gelb. Die Pappel gedeiht besonders prächtig in Flußauen wie auch auf anderen tiefgründigen Böden, solange ausreichend Licht vorhanden ist. Im Gebirge fühlt sie sich allerdings nicht wohl. Stark verbreitet ist die Pappel in Mittel- und Südeuropa und bis nach Zentralasien hinein. Wegen ihrer starken Wurzelbrut wird sie besonders gerne als Bodenbefestiger angepflanzt, beispielsweise auf Dämmen.

Die Pappeln sind sommergrüne, raschwüchsige Bäume. Die Blüten erscheinen vor dem Laubaustrieb in Form hängender Kätzchen, sie werden vom Wind bestäubt. Aus den Fruchtkapseln werden zahlreiche Samen entlassen. Die Blätter sind spiralförmig an den Ästen angeordnet.

Der Name Pappel stammt vom lateinischen „populus“ ab und bedeutet „Volk“.

Die Kelten hatten die Pappel in ihrem Baumhoroskop gleich dreimal verortet, nämlich für die Zeit vom 4. bis 8. Februar, vom 1. bis 14. Mai und vom 5. bis 13. August. Im Hinblick auf die Charaktereigenschaften des auf die Pappel bezogenen Menschen gilt auch hier die Erkenntnis, daß die Schönheit in den Augen des Betrachters angesiedelt ist. Das Rascheln der Blätter wirkt auf manchen Menschen eher beunruhigend, deshalb steht die Pappel für nervöse und unruhige Mensch. Die Zweifarbigkeit ihrer Blätter verweist ebenfalls auf ein unruhiges Wesen, das Moment von Ungewißheit symbolisierend.

Alle drei Kandidaten des Pappelklans sind recht verschieden, nimmt man die Jahreszeiten, in denen sie verpflanzt wurden. Im Hinblick auf die menschlichen Charakter bedeutet dies, daß die zu unterschiedlichen Zeiten zur Welt gekommenen Menschen eben auch unterschiedliche Charaktereigenschaften ausprägen. Es mag sich ein jeder seinen eigenen Reim darüber machen, welcher Punkt im Leben für die Charakterbildung wirklich ausschlaggebend ist. Unbestritten dürfte zweifellos sein, daß der Moment der Aussaat samt der nachfol-

genden Keimzeit entscheidend für das Gedeihen der heranwachsenden Pflanze ist, d.h. welchen klimatischen Bedingungen die Pflanze in dieser Zeit unterworfen ist.

Die Charaktereigenschaften der Pappel vom 4. bis 8. Februar sind durch ihr offensichtliches Einzelgängertum gekennzeichnet. Obwohl ihr sehr viel Sympathie entgegengebracht wird und sich manch einer glücklich schätzen würde, ihre Zuneigung zu gewinnen, bleibt sie dennoch am liebsten für sich allein. Ihr Gegenüber (5. bis 13. August) scheint da aus einem ganz anderen Holz geschnitten. Sie wurde vom Sonnenschein ausgebrütet. Für sie scheint es eine Selbstverständlichkeit, daß ihr der Platz an der Sonne gebührt, der ansonsten nur Führerpersönlichkeiten zukommt. Aber auch jene, die zwischen dem 1. und 14. Mai das Licht der Welt erblickten, glauben, sie besäßen das Rezeptbuch, nach dem sich die ganze Welt zu richten habe: „Pappeln aller Zeiten vereinigt euch!“.

Die Zeder gehört zur Familie der Koniferen, deren Verbreitungsgebiet vom westlichen Mitteleuropa über das Mittelmeer bis zum Himalaja reicht. Bei den Koniferen handelt es sich um immergrüne Bäume, bei denen die Blätter der zweijährigen und älteren Zweige in dichten Büscheln an spornigen Kurztrieben stehen. Die Samenzapfen sind auch hier, ähnlich der Tanne, aufrechtstehend und am Baum zerfallend, aber erst in einer Spanne von zwei Jahren reifend. Die Zeder blüht von September bis November. Im westlichen Europa wird die Zeder bis zu vierzig Metern hoch, die Krone weist einen Durchmesser von acht Metern auf. Ihre Rinde ist dunkelgrau, anfangs glatt, später flach netzförmig gerissen mit kleinen schuppigen Feldern dazwischen. Die Krone zeigt sich zuerst dünn beastet und kegelförmig und wird im freien Stand sehr breit. Junge Triebe, an jungen Bäumen wippend, an alten Bäumen waagrecht stehend, sind fünf Zentimeter lang, hoch kegelförmig, blaßgrau bis purpurrosa getönt. Die Zapfen sind im ersten Jahr graugrün gefärbt, im Sommer rötlich und acht Zentimeter lang, faßförmig mit aufgesetzter Spitze. Im reifen Zustand sind sie grau und rosabraun und von 9 x 6 Zentimetern bis 15 x 7

Zentimetern groß. Die Zeder ist normalwüchsig und erzielt einen jährlichen Zuwachs von 3 5 Zentimetern.

Die Kelten assoziierten mit der Zeder die Zuversicht. Sie beherrscht die Zeit vom 9. bis 18. Februar und vom 14. bis 23. August ('Die Zuversicht'). Ihr wird oftmals als rassige Schönheit gehuldigt, die sich ausgezeichnet darauf verstehen soll, sich allen Lebenslagen selbstsicher und entschlossen anzupassen. Allerdings ist sie darauf aus, ihre Mitmenschen fortwährend zu beeindrucken und aus diesem Grunde sehr ungeduldig und leicht reizbar. Wohlwissend, daß sie Führungsqualitäten besitzt und zu raschen Entscheidungen fähig ist, bringt sie es rasch zu höheren beruflichen Positionen. Ihre Partner profitieren von ihren Fähigkeiten, was nicht immer von allen behauptet werden kann. Was wunder also, daß sie leicht verwöhnt und schwer zufriedenzustellen ist. Wählerisch wartet sie auf die große Liebe, und dies selbst immer noch dann, wenn sie diese bereits gefunden hat.

Sie ist weder ignorant noch arrogant, sondern bewährt sich vielmehr als Autodidakt, der sich sein Wissen durch Erfahrungen angeeignet und dieses selbständig weiterentwickelt hat, gewissermaßen eine Pionierleistung an sich selbst vollbracht hat. Sie neigt selbstsicher zur Egozentrik, pfeift auf anderer Leute Gedankengut, und dies gilt auch für ihr Gegenüber aus der zweiten Dekade, die sich allerdings als nicht so selbstherrlich gebärdet, aber im selben Maße Selbstsicherheit demonstriert. Manche Leute deuten ein derartiges Verhalten als aufgepflanzte Arroganz, was wiederum für die Zeder selbst unbegreiflich ist, denn sie empfindet ihr eigenes Verhalten als völlig natürlich. Sie ist nun mal ein von der Mutter Natur geschaffenes Mahnmal. Ihre Erscheinung genügt, um einen ungebrochenen Lebenswillen und natürliche Widerstandskraft, der Wind und Wetter nichts anhaben können, zu demonstrieren.

Die August-Zeder ist in der Lage, stets nur das wirklich Erreichbare anzustreben und sich Illusionen erst gar nicht hinzugeben. Nach einiger Anlaufzeit lassen sich auch die allzu Schüchternen für eine Freundschaft gewinnen, die allerdings ein Leben lang hält.

Als Draufgänger kommt die Februar-Zeder voll auf ihre Kosten. Tatsächlich können sich Dinge ereignen, die für die Zeder noch als

verhältnismäßig harmlos zu gelten haben. Beim geringsten Anzeichen für eine sich anbahnende Keilerei beginnt die Zeder die Initiative zu ergreifen, was ihr im tiefsten Inneren aber eigentlich zuwider ist. Solches muß wie ein Widerspruch erscheinen, was es ja auch ist. Nur Widersprüche finden sich auch bei anderen Charakteren, ja das ganze Leben ist mit ihnen durchzogen. Verständnissvollen Partnern gegenüber verhält sich die Zeder ausgesprochen liebenswert. Ihrer rauhen Schale entspricht ein weicher Kern. Andere tragen ihr Herz auf der Zunge, die Zeder aber besitzt ein warmes Herz, ist innerlich weich und mitfühlend.

Besonders den August-Zedern sind Liebe und Partnerschaft ein wichtiges Anliegen. Treue ist bei jenen eine Selbstverständlichkeit, die von der Qualität ihrer Partnerschaft überzeugt sind. Die Februar-Zeder prüft lieber, bevor sie sich bindet, wobei sie damit gelegentlich auch etwas zu weit gehen kann.

Sprechen wir von der Kiefer (19.2. – 29.2. und 24.8. – 2.9., 'Wählerisches Wesen'), meinen wir die Waldkiefer. Sie ist der am weitesten verbreitete Nadelbaum, ihr Verbreitungsgebiet reicht von den Bergen Spaniens und Schottlands über die Krim bis in das östliche Sibirien, China und selbst bis nach Japan. Forstwirtschaftlich angepflanzt wird sie mittlerweile auch am anderen Ende der Welt, in Australien, wo sie aufgrund des günstigen Klimas ein besonders schnelles Wachstum erzielt. Sie wird dort im großen Maßstab zu Preßspanplatten verarbeitet. Die Kiefer gedeiht in Wäldern, auf Dünen und in Mooren gleichermaßen, ja sie verträgt sogar steinige, trockene und sandige Böden. In Deutschland wird sie bis zu vierzig Metern hoch, erzielt gelegentlich einen Umfang von bis zu fünf Meter und wird wegen ihres besonders astreinen Holzes besonders geschätzt.

Im dichten Wald reckt sie sich erfolgreich dem Licht entgegen und erzielt dadurch einen besonders schlanken Wuchs mit einer verhältnismäßig kleinen Krone, die nur allzu oft an einen Pinsel mit einem langen Stil erinnert. Die tiefgründige Pfahlwurzel hält die Kiefer im sandigen Boden selbst bei stärkeren Stürmen aufrecht. Ein immergrü-

ner Baum, der sich bis hoch in die Bergwelt hinauf wagt. Er kann bis zu 300 Jahre alt werden und ist Europas wichtigster Forstbaum. Seine Knospen sind harzig oder auch harzfrei, länglich, eiförmig, sechs bis zwölf Zentimeter lang und rötlichbraun gefärbt. Die Zapfen werden bis zu sieben Zentimeter lang.

In ihrem ureigensten Wesen ist die Kiefer, wie sie von den Druiden analysiert worden ist, etwas in sich selbst verliebt. Sie stellt ihre Reize immer dann gerne zur Schau, wenn sie in der entsprechenden Laune und in netter Gesellschaft ist. Weswegen sie häufig als netter Kamerad und Kumpel gefeiert wird. Sie selbst betrachtet ihre Freundschaften mit etwas mehr Distanz, da sie wegen ihres zuvorkommenden Wesens nur allzu oft ausgenutzt wird. Auch wenn ihre Liebe rasch lodern entflammt, ist ihre Leidenschaft bald wie ein Strohfeuer niedergebrannt. Im Beruf ist sie stets beständig, sie kann widrige Umstände aus eigener Kraft bestehen.

Kiefernwälder besitzen zu jeder Tages- und Jahreszeit einen ganz eigenen charakteristischen Reiz, insbesondere aber an heißen Sommertagen, Wenn aus alten Wunden das Harz hervorquillt und dessen Duft den Wald zu einem einzigen Sanatorium werden läßt. Oder am Abend, wenn die wie ein glühendroter Farbtopf tief im Nordwesten stehende Sonne die aufgeheizten Kiefern ins rötliche malt und ihre hellbraun-gelbe Rinde in ein neues Licht taucht. Ein derartiger Anblick ist wie ein Geschenk der Götter, ein Erlebnis, das nicht jeden Tag geboten wird und ein Gefühl von großer Dankbarkeit hervorzurufen imstande ist.

Die Kiefer als Charakterbild steht für Menschen, die bereits in früher Jugend ihrem künstlerischen Talent zu folgen in der Lage sind. Falls ihnen die Entfaltung ihrer Möglichkeiten verwehrt worden ist, geben sie sich für den Mangel an künstlerischem Talent ein Leben lang selbst die Schuld. Manch zart besaitete Seele leidet deshalb lebenslang unter derartigen Selbstvorwürfen. Kieferncharakter empfinden ihr Schicksal häufig als von anderen Menschen bestimmt, statt es als von Gott gegeben anzunehmen. Dies gilt insbesondere für die Februar-Dekade. Die Kiefer überlegt lange und prüft, bis sie zu einer Entscheidung fähig ist. In Beziehungen kann es ihr deshalb passieren,

daß sie so lange abwägt, bis der oder die Geprüfte schließlich die Segel streicht. In Grunde aber hadert weder die Februar- noch die gegenüberliegende Dekade allzu häufig mit ihrem Schicksal, denn in der Regel kommen beide nicht zu kurz. Den meisten Kandidaten sind neben dem künstlerischen Talent auch analytische Fähigkeiten mit auf den Weg gegeben. Die Kiefer besticht durch ihr logisches Denkvermögen und weiß dieses auch zu ihrem Vorteil einzusetzen. Es ist diese Dreifaltigkeit von Geist, Körper und Seele, die in ihrem Zusammenspiel der Kiefer ausreichend Energie und Kraft für die Bewältigung der Widerwärtigkeiten des Lebens zur Verfügung stellt. Beide Dekaden stehen fest auf dem Boden dieser Erde. Die Weiden sind mit rund 300 Arten auf diesem Planeten reichlich vertreten. In Europa sollen davon jedoch lediglich 20 anzutreffen sein. Die kleinste Weidenform kommt mit einer Höhe von gerade drei Zentimetern aus und ist damit in ihren nördlichen Verbreitungsgebieten hervorragend den schwierigen klimatischen Bedingungen angepaßt. Demgegenüber bringt es die schönste aller Weiden, die Trauerweide ('Die Melancholie') auf eine Größe von bis zu zweiundzwanzig Metern. Die Trauerweide ist hierzulande sehr bekannt, man trifft sie sowohl in der freien Natur als auch in Siedlungsgebieten, Parks und Gärten an.

Ihre Rinde ist graubraun mit einer regelmäßigen netzartigen Narbung und ziemlich seichten Leisten. Die Krone ist unregelmäßig breit gewölbt, sie besitzt starke Äste und dünne, lang herabhängende Zweige. Die Blätter der Trauerweide sind hellgrün gefärbt und messen in der Länge etwa zehn Zentimeter bei einer Breite von fünfzehn Millimetern. Die Oberseite der Blätter ist glänzend, die Unterseite dagegen feinbehaart und bläulichweiß in der Tönung. Ein wesentliches Erkennungsmerkmal der Trauerweide sind deren kräftig-gelbe Triebe im Frühjahr, die im Verlauf des Sommers zu grün wechseln.

Ihren Namen hat die Trauerweide von den hängenden Trieben, die dem Betrachter den Eindruck vermitteln, er hätte es hier mit einem trauernden Baum zu tun. Im Englischen heißt die Trauerweide „Weeping Willow“, eine Bezeichnung, die nicht weniger zutreffend ist. Die keltischen Druiden sahen in ihr die Melancholie verkörpert. Sie bewegt insbesondere Menschen, die zwischen dem 1. und 10. März

sowie dem 3. und 12. September zur Welt gekommen sind. Der Anblick der Trauerweide suggeriert Anmut und Schönheit, und sie verfügt damit über ein Erscheinungsbild, das immer wieder aufs neue bezaubert und zu besinnlicher Einkehr anregt. In ihren Stimmungen neigt die Trauerweide leicht zu Extremen, sie erlebt Wechselbäder zwischen Heiß und Kalt, Lachen und Weinen, und ist insbesondere in ihrer Kindheit aber auch späterhin von leicht nervösem Wesen und sehr leicht beeinflussbar. Manche meinen, die Weiden wären verträumt, wehmütig, sehr empfindlich und durch Unruhe, Wechselhaftigkeit und Aggressivität geplagt. Sie sind aber auch ehrlich und rechtschaffen und gehen Schwierigkeiten keinesfalls aus dem Weg. Die Trauerweide fühlt sich häufig unverstanden.

Sie führt jedoch – allen Unkenrufen zum Trotz – kein tristes Leben, und die hängenden Zweige sind keineswegs ein Zeichen von Kraftlosigkeit oder negativen Lebenseinstellungen. Im Gegenteil, die hängenden Triebe sind stärker, als es der Augenschein vermittelt, und sie sind flexibel, können sich auch stärkeren Belastungen anpassen. So wird man nach einem Sturm unter einer Trauerweide kaum abgebrochene Äste finden, denn diese sind geschmeidig und biegsam. Und hierin liegt auch die besondere Stärke dieser Schicksalsgenossen. Ihr intuitives Einfühlungsvermögen läßt sie auch schwere Schicksalsschläge bravourös meistern, ohne dadurch allzu sehr ins Wanken zu geraten. Entscheidungen werden erst nach reiflichem Überlegen gefällt, bis auch die letzten Widersprüche ausgesiebt sind. Manche Leute würden sie vielleicht auch als hinterhältig und diktatorisch bezeichnen, da sie in der Regel die direkte Auseinandersetzung scheuen, sie lieber aus dem Hinterhalt heraus agieren und dadurch dem Gegner von vornherein jede Chance einer erfolgreichen Gegenwehr nehmen. Die Familienmitglieder werden über die Trauerweide sagen, daß in deren Seele kaum ein Hauch von Romantik zu finden ist, alles sei eher schön viereckig, blank und sauber wie die unbefleckte Empfängnis.

Bei der Partnersuche ist vor allen SIE darauf bedacht, daß die Argumente stimmen. Ausprobieren, leidenschaftliches Ausprobieren ist

nicht ihre Sache. Die Nähe wird erst nach dem Amen in der Kirche geduldet.

Die Sommer- und die Winterlinde sind die in Deutschland am häufigsten anzutreffenden Lindenbäume. Sie unterscheiden sich nur geringfügig voneinander. Die beiden Arten sind durch ihre unterschiedlichen Formen schon von weitem voneinander zu unterscheiden: die Winterlinde besitzt eine kegelförmige Krone, während die Sommerlinde eher die Form eines Kegelstumpfes aufweist. Noch vor einigen hundert Jahren war die Winterlinde hierzulande häufiger anzutreffen als die Eiche. Sie unterlag als Nutzholzbaum einem sehr starken Einschlag, ohne daß der Bestand im gleichen Maße wiederaufgeforstet worden wäre. Es würde ein regelrechter Raubbau an dem Baum betrieben. Dessen Folgen sind bis in die Gegenwart sichtbar geblieben, denn es finden sich weit und breit keine Lindenbaumwälder mehr in deutschen Ländern. Stattdessen begannen die habgierigen Land- und Waldfürsten in großem Umfang die schnellwachsenden Fichten anzupflanzen und schufen damit regelrechte Monokulturen, die bis heute in großem Umfang das Landschaftsbild bestimmen.

Im Freiland findet sich die Linde mit tief angesetzter Krone. Die Zwitterblüten sind von gelblicher bis gelblichweißer Farbe und in duftenden Trugdolden angeordnet. Sie bilden eine vorzügliche Bienenweide.

Die Sommerlinde ist in ihren natürlichen Habitaten im gesamten westlichen Mittel- bis Südeuropa verbreitet. Sie wird gut und gerne mehr als dreißig Meter hoch und erreicht in Ausnahmefällen auch mal einen Umfang von bis zu sechs Metern. Ihre Rinde ist von dunkelgrauer Farbe, feintrissig, manchmal sehr gerieft oder mit kleinen Leisten versehen.

Im „Baumkalender“ der Kelten wurde die Linde (11. 3. – 20. 3. und 13. 9. – 22. 9.) unter dem Symbol des Zweifels vermerkt, an anderer Stelle wurde sie jedoch auch als die Göttin der Liebe und Fruchtbarkeit („Freya“) verehrt. Die keltischen Druiden haben ihr neben der Eigenschaft des Zweifels auch die der vorsorglichen Liebe zuerkannt. Wen die Linde einmal in ihr Herz geschlossen hat, dem wird sie für

immer und ewig die Treue halten. Nie käme es ihr in den Sinn, fremdzugehen.

Die Linde ist leicht zu verletzen. Zwar sehnt sie sich nach Sicherheit und Wohlstand, sie beweist jedoch wenig Einsatzfreude, um dieses Ziel auch zu erreichen. Am liebsten wäre es ihr, wenn ihr die „gebratenen Tauben“ sprichwörtlich direkt in den Mund fliegen würden. Da dem aber meistens nicht so ist, fühlt sich die Linde oft durch Unzufriedenheit gequält und hadert nur allzugern mit ihrem Schicksal.

Die Linde wirkt im Frühsommer, wenn sie mit Blüten übersät ist, wie ein riesiger duftender Blumenstrauß. Der intensive Geruch ihrer Blüten erfüllt die ganze Umgebung des Baumes.

Die Linde steht zweimal am Wendepunkt der Vierteljahresdekade: Einmal in der Zeit des Übergangs vom Winter in den Frühling und einmal vom Sommer in den Herbst. Die im Frühling zur Welt gekommenen messen den materiellen Werten ein besonderes Gewicht zu. Jene, die am Wendepunkt zum Herbst geboren wurden, möchten ihren Kopf um jeden Preis durchsetzen, komme da was mag. Sie scheinen zu ahnen, daß sie ihre Ziele leichter erreichen können, wenn sie sich der Rückendeckung durch Gleichgesinnte versichern. Sie ziehen daher das Beamten-dasein in Staatsdiensten allen anderen beruflichen Möglichkeiten vor. Der Linde vermittelt das „Einmal gelernt ist für immer Gewußt“ die nötige Sicherheit, einem kreativen und Tag für Tag sich neu gestaltenden Leben können sie dagegen nichts abgewinnen. Sie ist unduldsam, die Meinung anderer interessiert sie, wenn überhaupt, herzlich wenig. Im Privatleben zeigen sie anderen, vor allem ihren Nachbarn, gerne, was eine Harke ist und unterfüttern ihre Demonstration vorzugsweise mit Überheblichkeit. Dies gilt auch für das Berufsleben, egal ob von der Kanzel herab, vom Klassenpult oder vom Streifenwagen aus. Diese Liste ließe sich beliebig verlängern. Die Linde liebt das Befehlen von oben herab.

Allerdings mangelt es manchen Linden an Ausdauer, was mit ein Grund dafür ist, daß sie es an Kreativität missen lassen und sie sich deshalb außerstande sehen, ihren diesbezüglichen Begabungen nachzugehen. Trotzdem wundert sich die Linde bisweilen, weshalb es ausgerechnet ihr nicht gelingt, sich ins Rampenlicht der Öffentlichkeit

zu rücken, um etwas von jenem Ruhm und der Verehrung abzubekommen, die großen Stars entgegengebracht wird. Stattdessen findet sie sich im grauen Beamtenstatus und einem immergleich verlaufenden Alltag ausgesetzt.

Vom Corylus, dem Haselnußbaum, soll es ganze fünfzehn Arten geben, von denen jedoch nur vier in den eigentlichen Stand der Bäume erhoben wurden. Der Haselnußbaum kann, vollausgewachsen, eine Höhe von fünfzehn Metern erzielen, wobei seine Krone bis zu neun Meter Durchmesser erreichen kann. Am besten gedeiht er in den klimatisch gemäßigten Zonen der nördlichen Hemisphäre.

Seine Blätter sind, groß und schwer an einem rötlichen Stiel hängend, bis zu zwölf mal zwölf Zentimeter in ihrer Abmessung. Sie sind breit und bisweilen herzförmig, plötzlich zugespitzt, glänzend und dunkelgrün. Die Blüten sind, außer den roten Griffeln, in den Knospen verborgen, die Frucht ist eine Nuß in einer glatten und harten Schale.

Der einzelne Haselnußbaum ist aufgrund seiner Blätter und Früchte problemlos zu identifizieren, insbesondere im Herbst und Winter. Die Krone ist kegelförmig mit einer annähernd waagerechten und steilen Bezweigung. Im Alter von etwa zehn Jahren trägt die Haselnuß zum ersten Mal Früchte und erzielt häufige Samenjahre. Das Austreiben der Blüte erfolgt lange vor dem Laubausbruch und je nach Lage zwischen Februar und April. Die Früchte gelangen zwischen August und Oktober zur Reife. Die Nüsse fallen gleich nach der Reifung ab und erhalten ihre Keimfähigkeit lediglich bis zum nachfolgenden Frühjahr. Sie keimen im Erdreich, wenn im Herbst ausgesät im darauffolgenden Frühjahr. Wurden sie aber erst im Frühjahr ausgesät, benötigen Sie bis zum nächsten Frühjahr für den Keimaustrieb. Die Haselnuß bevorzugt kräftigen, lockeren Boden, meidet nährstoffarmen Sand und sumpfigen Untergrund. Sie wächst auf den Ebenen und im Mittelgebirge, ihr Holz ist rötlichweiß und sehr zäh.

Die Haselnuß wurde von den Druiden mit außergewöhnlichen Eigenschaften in Verbindung gebracht. Die im Zeichen dieses Baumes Geborenen fallen in die Zeit vom 22. März bis 31. März und vom 24.

September bis 3. Oktober. Sie ist in Bezug sowohl auf ihr Äußeres als auch ihr inneres Wesen von eher unauffälliger Natur. Ihr Einfluß auf die Umgebung entspricht ihren Charaktereigenschaften. Zu ihren hervorragenden Eigenschaften gehören ihre intuitiven Fähigkeiten sowie ein hohes Maß an Intelligenz, gepaart mit einem scharfen Urteilsvermögen und persönlichem Charme. Sie erweist sich in der Liebe als launisch und als ein nicht immer toleranter und ehrlicher Partner. Die Haselnuß zieht das Familienleben, und dies nicht ohne Eigennutz und Hintergedanken, allen anderen Formen des Lebens vor.

Die Eberesche, auch Vogelbeere genannt, ähnelt dem Speierling. Es handelt sich bei beiden um mittelgroße Bäume, wobei der Speierling der Vogelbeere im Wuchs etwas voraus und überlegen ist. Die Früchte der beiden Bäume sind jedoch von sehr unterschiedlicher Art. Die Vogelbeere besitzt, wenngleich nicht giftige, so doch ziemlich saure Früchte, die für einen Vogelmagen verträglich sein mögen, von Menschen jedoch in roher Form nicht verspeist werden sollten. In Notzeiten machten die Menschen, die gezwungen waren, auf die in der Natur wild vorkommenden Lebensmittel zurückzugreifen, aus den Vogelbeeren Marmelade. Aufgrund der in ihr vorkommenden säuerlichen Anteile war mindestens die doppelte Menge an Zucker notwendig, um die Marmelade einigermaßen genießbar zu machen, vom kruzigen Speierlingsapfel ganz zu schweigen. Er dient allerdings auch heute noch gelegentlich als begehrte Zugabe zum Saft normaler Äpfel.

Der Speierling ist in der Krone wie auch im Stamm etwas stärker ausgeprägt als die Eberesche. Beide aber besitzen eine tiefreichende Pfahl Wurzel und einen weit ausholenden Wurzelbau. Die Borke ist in beiden Fällen dunkelbraungrau. Der Speierling wird im Mittel erst mit fünfundvierzig Jahren geschlechtsreif. Er blüht im Mai, die Beeren reifen im September. Der Baum entwickelt sich sehr langsam und wird nur zwanzig Meter hoch. Wie zum Ausgleich kann er jedoch ein geradezu ungeahnt hohes Alter erreichen und bis zu 600 Jahre alt werden. Er liebt kräftige, frische Böden und bevorzugt als Standort warmes Hügelland, vorzugsweise im südwestlichen Europa. Sein

Holz ist härter und schwerer als das der Hainbuche und wertvoller als das der Eberesche. Es zeichnet sich durch einen rötlichweißen Splint und einen tiefrotbraunen Keim aus.

Die Vogelbeere dagegen wird im Mittel nicht höher als fünfzehn Meter und nicht älter als hundertzwanzig Jahre. Sie ist dafür aber auch sehr anspruchslos und kommt sowohl auf trockenen und mageren Böden als auch auf nassem Torfmoor vor. Ja selbst in hohen Gebirgslagen hart an der Baumgrenze finden sich Vogelbeerbäume.

Die Eberesche fällt in die Zeit vom 1. bis 10. April und vom 4. bis 13. Oktober. Auf das menschliche Wesen übertragen steht sie für ein großes Maß an Feingefühl. Doch sollte man sich von dieser Eigenschaft nicht täuschen lassen. Wer zu viel von ihren Beeren im rohen Zustand genießt, den bestraft sie mit dem Tode.

In freiwachsender Form bietet die Eberesche mitunter ein imposantes Erscheinungsbild. Im Frühling zeigt sie sich übersät mit weißen Blütendolden, im Herbst mit kräftigen roten Beeren.

Bezogen auf die der Eberesche zugeschriebenen Charaktereigenschaften kommen diese vor allem in den beiden angesprochenen Jahreszeiten auf eine besondere Art und Weise zum Ausdruck. Ob sie nun mit ihrer Blütenpracht oder den kräftig rot leuchtenden Beeren winkt, stets bleibt dies nicht ohne Eindruck auf Mensch und Tier. Sie übt damit eine starke Signalwirkung aus, der sich vor allem die Vögel, die am meisten von ihren Früchten profitieren, kaum entziehen können. Indem sie den hungrigen Vögeln reichlich Nahrung spendet, tragen diese durch deren Verzehr zur Verbreitung des Baumes bei. Die verschwenderisch anmutende Freigiebigkeit der Vogelbeere ist also durchaus von Eigennutz diktiert. Die Vögel tragen die unverdaulichen Samenkörner in ihrem Körper in weitem Umkreis fort und legen dadurch die Grundlage für den Fortbestand des Baumes. Im Hinblick auf die Verbreitung der eigenen Art scheint die Vogelbeere mit der aktivste Baum unter seinesgleichen zu sein. Die Vogelbeere lehrt uns also durch ihre egozentrisch-aktive Art, daß sich reichliches Geben und Eigennutz die Waage halten können, wenn sich die richtigen Partner finden. Wer die Früchte des Baumes jedoch nicht verträgt,

sollte sich daran auch nicht vergreifen, will er dadurch nicht Gefahr für Leib und Leben heraufbeschwören.

Ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal zwischen Bäumen bzw. Tieren und Menschen besteht darin, daß letzteren die Verantwortung für ihr Handeln kraft ihres Intellektes in die eigene Hand gegeben sind. Der Mensch ist als mit der Fähigkeit zu Denken ausgestattetes Individuum weitaus komplexer veranlagt, als alle anderen Lebewesen. Im Zusammenhang der von den Menschen entwickelten zivilisatorischen Gegebenheiten aber bleibt der Einzelne in der gesellschaftlichen Masse hilflos und auf andere angewiesen wie der Baum in seiner spezifischen Umgebung. Der Mensch ist im Grunde auf die Gesellschaft in ähnlicher Art und Weise angewiesen wie der Baum auf den Wald, dessen Bestandteil er bildet. Durch die Herausbildung und den Erhalt von staatlichen Zusammenhängen wird der Mensch in gleicher Art und Weise für das Wohl und Wehe des Ganzen verantwortlich gemacht, wie es der einzelne Baum ist für den Erhalt des Waldes mit seinen unterschiedlichen Baumarten.

Der Ahornbaum (11. 4. – 20. 4. und 14. 10. – 23. 10., 'Die Eigenwilligkeit') besitzt gegenständige, langstielige, meist gelappte Blätter und unscheinbare Blüten in achselständigen Rispen und ist meist polygam mit zwittrigen Blüten. Die Samenfrucht befindet sich in einem Doppelflügel, der sich nach dem Trocknen und Reifen teilt und je nach Wetterlage durch den Wind aufgrund seiner guten Flugeigenschaften auch über weitere Entfernungen hinweggetragen werden kann. Auf diese Art und Weise sorgt die Natur für eine rasche Verbreitung des Baumes.

Man unterscheidet eine Reihe von Ahornarten. Zu den Bekanntesten zählen der Feldahorn, er wird bis zu zwanzig Meter hoch und erreicht mitunter ein Alter von zweihundert Jahren. Der Spitzahorn schafft es bis zu dreißig Metern Höhe, wird aber höchstens hundertfünfzig Jahre alt. Der Bergahorn schließlich erreicht eine Höhe bis zu 40 Metern und ein Alter von bis zu fünfhundert Jahren. Sein Stamm kann sich bis zu drei Meter Umfang entwickeln. Das Holz wird als wertvolles Nutzholz geschätzt.

Der Begriff Ahorn stammt vom lateinischen „acer“, was spitz bzw. scharf bedeutet. Die Bezeichnung für den Baum nimmt also Bezug auf die Form seiner spitzen Dreizackblätter. Die Kelten kannten für Eigenschaften wie spitz bzw. scharf die Bezeichnung „ak“, woraus sich dann „Akst“ bzw. „Axt“ entwickelte.

Die verschiedenen Ahornarten sind relativ weit verbreitet. Man findet sie in Anatolien und im Kaukasus ebenso wie im Mittelmeerraum, im Schweizer Jura und in Südbaden. Der dreilappige Ahorn findet sich in diesen Gebieten ebenso wie im Gebiet der Mosel und im Nahetal.

Der Ahorn fällt in die Periode vom 11. bis 20. April und vom 14. bis 23. Oktober. Sein Wesen zeichnet sich durch Egozentrismus aus. Seine Beziehung zur Arbeit ist von eher widersprüchlicher Art, seine diesbezüglichen Bemühungen nicht immer fruchtbringend. Er möchte andere gerne beeinflussen, dirigieren, seinem Willen unterwerfen bis hin zur Nötigung. Entsprechend dominant ausgeprägt ist auch sein Liebesleben, als Haustyrann macht er sich leicht unbeliebt. Doch meistens wird nicht so heiß gegessen, wie gekocht wird, und das trifft auch auf die Charaktereigenschaften zu, die den im Zeichen des Ahorns geborenen Menschen zugesprochen werden.

Nicht jeder Ahorn besitzt das Zeug zu einer Führungspersönlichkeit oder einem künstlerischen Genie. Sie alle aber eint ein gemeinschaftliches Bestreben, nämlich Ordnung in ihr Seelenleben zu bringen. Gelingt ihnen dies nicht, bleiben direkte und indirekte Kränkungen zurück, etwa nach dem Motto: „Wenn ich erst mal groß und stark bin, werde ich es euch schon noch zeigen“ oder: „Wenn ich mit denen fertig bin, wird ihnen das Lachen vergangen sein.“

Aber auch unter den Ahornbäumen gibt es unterschiedliche Arten, und aus diesem Grunde sollten auch die entsprechenden Charaktere nicht allzu starr kategorisiert werden. Auch wenn Ahornbäume keine Früchte, sondern eben nur Samen tragen, so führen sie in ihrem Innern dennoch einen sehr begehrten Saft mit sich, den Ahorn-Sirup. Diesen jedoch geben sie keineswegs freiwillig ab, sondern nur unter Schmerzen: Die Bäume müssen angeritzt, also verletzt werden, damit der süße und wohlschmeckende Zuckerersatz geerntet werden kann.

Man kann daraus schließen, daß der Ahorn durchaus bereit ist, zu geben. Wird ihm jedoch zu sehr zugesetzt, kann er dadurch eingehen.

Es ist immer wieder festzustellen, daß im Zeichen des Ahorns geborene Menschen – wobei die jeweils zugeordnete Periode von untergeordneter Bedeutung ist – andere verbal beleidigen, sie nach Strich und Faden beschimpfen, insbesondere auch dann, wenn diese mit einer schönen Frau am Arm angetroffen werden. Genau das aber wird dem Ahorn besonders übel genommen und kann sich letztlich zu seinem eigenen Schaden entwickeln. Doch der Ahorn ist, wie wir gesehen haben, nicht nur mit negativen Eigenschaften behaftet.

Der Walnußbaum existiert in fünfzehn verschiedenen Arten, die über die gesamte Erde verstreut anzutreffen sind. Jene Sorte, die ursprünglich auf dem eurasischen Kontinent beheimatet war, mittlerweile jedoch in alle fünf Kontinente exportiert und dort erfolgreich kultiviert worden ist, wird bis zu zwanzig Meter hoch. Seine aus breiten Ästen und mit reichlich Laub ausgestattete Krone bringt Jahr für Jahr mehrere Zentner an nährstoffreichen Walnüssen hervor. Der kräftige Stamm wird von einem breiten Wurzelwerk und einer starken Pfahlwurzel getragen. Sein edles Holz wird durch eine glatte Rinde geschützt, die im Alter zu einer tiefrissigen Borke wird.

Einer der hervorragendsten Nußbäume ist die schwarze Walnuß. Ihre angestammte Heimat ist Nordamerika. Dieser Walnußbaum wird bis zu vierhundert Jahre alt, fünfundvierzig Meter hoch und weist am unteren Stamm bis zu drei Meter Durchmesser auf. Seine Früchte sind viel größer als die aller anderen Arten und weisen auch im Hinblick auf den Geschmack eine unterschiedliche und feine Nuance auf

Sein Holz mit schmalen Splint und dunkelbraunvioletterm Keim kommt dem des europäischen Walnußbaumes sehr nahe. Es unterliegt als Edelholz einer großen Wertschätzung und wird als das wertvollste aller Edelhölzer gehandelt.

Im Zeichen des Walnußbaumes stehende Menschen kamen in der Zeit vom 2 1. bis 30. April und vom 24. Oktober bis 11. November zu Welt. Ein zentrales Merkmal ihrer Wesensart ist die Leidenschaft. Der Walnußbaum kann schlechthin als Baum der Leidenschaften bezeich-

net werden, wobei die Betonung zweifellos auf Leiden liegt. Der Walnußcharakter verteidigt seinen Platz in einer Welt voller Egoisten auf eine leidenschaftliche Art und Weise und sieht sich in Auseinandersetzungen mit all jenen verstrickt, die ihm nicht einmal seine Eigenart und Charakter vergönnen. Er ist deshalb mit einem unbeugsamen Charakter ausgestattet, der voller Eigenheiten und Kontraste ist. Es fällt ihm bisweilen schwer, zu verstehen, daß die meisten Mitmenschen sich weigern, es ihm gleichzutun und sich für das Gute einzusetzen. Er beurteilt die anderen nach seinem eigenen Maßstab und erwartet, daß sie seinem Beispiel folgen und nacheifern. Stattdessen aber wird er oftmals beraubt und betrogen, oft ohne daß er dessen auf den ersten Blick gewahr wird, und seine Gutmütigkeit ausgenutzt. Dies wohl auch, weil er hochintelligent mit einem weiten geistigen Horizont ist, wobei er unter bestimmten Umständen durchaus auch recht ungehalten reagieren kann, etwa nach dem Motto: „Hier stehe ich, denn ich kann nicht anders.“ Er leidet an einer mediokren Welt. Man schätzt zwar seine ehrliche Haltung, nutzt sie aber schamlos für die eigenen Interessen aus, und dies unter gefälschten Eigneretiketten. Er wird obendrein seiner wertvollen Früchte beraubt. Verraten und verkauft wendet er sich deshalb nicht selten von der Menschheit ab, um den Rest seines Lebens in Einsamkeit zu verbringen. Er zieht es vor, seinen Idealen entsprechend in Wahrhaftigkeit zu leben, statt faule Kompromisse einzugehen.

Der Walnußbaum liebt Überraschungen und reagiert spontan darauf. Als Autorität findet er zumeist Anerkennung und Bewunderung, jedoch liegt ihm nichts an billiger Popularität oder gar Schmeicheleien, die in ihm das Gefühl hervorrufen, belagert und bedrängt zu sein. Er ist ein ungewöhnlich attraktiver Partner und Garant für ein bewegtes Leben.

Der Nußbaum vereinigt in sich zu annähernd gleichen Teilen sowohl aktives wie auch passives Verhalten in männlicher und weiblicher Ausprägung. Die zwei Seelen, die in seiner Brust leben, sind nicht immer in Übereinstimmung zu bringen. Die Widersprüche und Konflikte, die sich daraus für den Nußbaum ergeben können, spielen in dessen Leben eine dominierende Rolle, die eine besondere Art

mentaler Empfänglichkeit bewirkt: Er besitzt ein besonderes Maß an Intuitionsvermögen – zweifellos eine wunderbare Gabe, die ihn jedoch nicht immer glücklich macht. Die damit einhergehenden Konflikte stehen deshalb einem Leben in gleichbleibender Frequenz entgegen, wodurch sich der Nußbaum keinesfalls für die Rolle eines verbeamteten Stubenhockers eignet.

Seine erotische Ausstrahlung versinnbildlicht sich im ewigen Spiel der Liebe, sowohl im Frühjahr als auch im Herbst, wobei Liebe Leben und Leben Liebe zeugt.

Die Kastanie ist ein sehr raschwüchsiger Baum, der sich insbesondere als Schattenspender in Wirtshausgärten, aber auch in Parks und Privatgärten findet. Er wird bis zu 120 Jahre alt. Die Früchte der Kastanie sind ein beliebtes Wildfutter, aber auch Heilmittel werden aus ihnen gewonnen. Der Kastanienbaum wird gut und gerne bis zu dreißig Meter hoch, er besitzt eine gewölbte Krone, die sich dicht verzweigt, sowie schön gegliederte Blätter und kerzenartige Blüten dolden.

In Südeuropa ist die Edelkastanie am häufigsten anzutreffen. In Süddeutschland ist sie jedoch auch schon seit mindestens zweitausend Jahren beheimatet. Unter günstigen Bedingungen kann sie am Stammfuß einen Durchmesser von bis zu drei Metern erzielen. Die Edelkastanie trägt in der Regel gleich viele weibliche und männliche Blüten. Merkwürdigerweise öffnen sich zuerst die männlichen „Kätzchen“, deren Knospen hinter den Spitzen der Sprosse sitzen, anschließend die Knospen zur weiblichen Blüte, die wie kleine, gestielte, grünglänzende Rosetten aussehen. Die Blüten stehen an der Spitze von Sprossen und kleinen Zweigen, die für gewöhnlich am Grund kleiner, geschlossener Kätzchen sitzen und wenige Wochen später als männliche Blüten aufgehen, die jedoch entschieden anders aussehen als die weiblichen. Groß und ausgereift sind ihre Früchte den importierten Maronen vergleichbar.

Die keltischen Druiden ordneten der Kastanie die Eigenschaft der Redlichkeit zu. Sie soll von nicht alltäglicher Schönheit sein, soll niemandem nachlaufen, sie bemüht sich kaum um die Gunst anderer und will auch niemanden beeindrucken. Dennoch reagiert die Kasta-

nie lebhaft, spontan und interessiert und kann sich für eine Idee begeistern, sofern ihr Sinn für Gerechtigkeit dadurch nicht beeinträchtigt wird. Andernfalls zieht sie es vor, sich still und leise zurückzuziehen. Aufgrund dieser Eigenschaften erscheint sie als der geborene Diplomat. Die angeborene Unsicherheit scheint ihr tragisches Schicksal zu reflektieren, das sie vor allem in der Liebe den kürzeren ziehen läßt, obwohl man gerade ihr das Schönste alles Schönen wünschen möchte. Sie, von allen Menschen dieser Erde, hätte es am nötigsten.

Ihre große Intelligenz und rasche Auffassungsgabe aber lassen sie die Unzulänglichkeiten dieses kurzen Lebens, insbesondere Neid und Eifersucht, erkennen. Hat sie in einer Ehe die Treue versprochen, hält sie sich verlässlich ein ganzes Leben lang daran.

Die im Zeichen der Kastanie Geborenen (15. 5. – 24. 5. und 12. 11. – 21. 11.) erleben nur selten eine wirklich unbeschwerte Kindheit, vielmehr leiden sie von Anfang an unter einer nicht selten wenig liebevollen Behandlung durch die Eltern. Ja bereits im Mutterlieb kommt es bisweilen zu Komplikationen, die sich auf das spätere Wohlbefinden der Kinder eher nachteilig auswirken kann.

So erleidet die Kastanie, wie viele andere Menschen auch, immer wieder Schicksalsschläge, die ihr das Leben schwer machen. Und wo schon kein Glück von Kindheit an gegeben ist, da sollte ihr wenigstens im Erwachsenenalter, wenn sie endlich ein gewisses Maß an persönlicher Unabhängigkeit erreicht hat, aufgrund ihres kühl kalkulierenden Geschäftssinnes mehr Erfolg beschieden sein, was dann ja auch tatsächlich gehäuft zutrifft.

Die Kastanien haben ihre eigenen und ziemlich extravaganten Vorstellungen von einem glücklichen Leben. Haben sie in der Kindheit häufig den kürzeren gezogen, so gilt ihr ganzes späteres Streben einem persönlichen Glück, dessen Voraussetzungen sie sich selbst zu schaffen versuchen. Deshalb gilt all ihr Streben einem erfolgreichen beruflichen Fortkommen, alle anderen Ziele werden diesem untergeordnet. Das bedeutet aber nicht, daß die Kastanie die Liebe auf die leichte Schulter nehmen würde. Vielmehr hält sie, hat sie erst einmal einen ihr entsprechenden Partner gefunden, mit geradezu an Sturheit grenzender Treue an ihm fest. Leider bemerken sie bisweilen erst in

der Ehe, daß sie eigentlich die falsche Wahl getroffen und den richtigen Partner abgewiesen haben, der nun seinerseits an den/ die Falsche/n geraten war. Das kann passieren, wenn sie sich vom falschen Horoskop haben leiten lassen. Sie folgten fälschlicherweise den Verheißungen der Venus, jenes Planeten, der der Sonne nahesteht und dessen unwirtliche Atmosphäre eher der Hölle, als dem Himmel entspricht. Die von den alten Griechen zur Liebegöttin stilisierte Venus erreicht auf ihrer Oberfläche Temperaturen von 500 Grad Celsius und mehr und bietet damit Liebenden alles andere als himmlische Bedingungen. Doch davon konnten die damaligen Himmelsdeuter noch nichts wissen. Wie sollten sie denn auch? Sie besaßen weder Fernrohre noch Raketen, und bis es soweit sein sollte, mußte das menschliche Wissen über die Natur und deren Gesetzmäßigkeiten oftmals mühevoll erst Schritt für Schritt erworben und in eine systematische und praktisch, d.h. technische verwertbare Form gebracht werden. Und Hand in Hand mit den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen entwickelten sich auch die Sinne für das Schöne, Gute und Wahre.

Die keltischen Druiden spielten für den europäischen Raum in diesem Entwicklungsprozeß eine entscheidende Rolle. Sie richteten ihr Augenmerk nicht nur auf die unmittelbar sie umgebende Natur, wie etwa die Bäume und anderen Pflanzen, sondern beschäftigten sich auch mit den Himmelserscheinungen und den damit offensichtlich in Zusammenhang stehenden jahreszeitlichen und klimatischen Abläufen. Sie waren also in einem gewissen Sinne die Vorläufer der modernen Mathematiker und Astrophysiker, nur eben mit einem weitaus einfacheren Erkenntnisinstrumentarium ausgestattet, was ihnen zu ihrer Zeit jedoch bereits eine herausragende gesellschaftliche Stellung sicherte. Sie erkannten, daß am Firmament kreisförmige und regelmäßig sich wiederholende Bewegungsabläufe stattfanden, die in bestimmten zeitlichen Perioden abliefen. Die beobachteten Regelmäßigkeiten fanden später Einzug in die Beschreibung naturgesetzlicher Abläufe.

Die Esche kommt in fünfundsechzig verschiedenen Formen vor. Für unseren Zweck sollen die beiden wichtigsten Vertreter dieser Familie vorgestellt werden. Das ist zum einen die „gemeine Esche“, die auf dem gesamten euroasiatischen Kontinent Verbreitung gefunden hat. Sie fühlt sich selbst im hohen Norden wohl und dient nicht selten Efeugewächsen als Wirtspflanze. Ihre locker-lichte Krone erhält erst spät im Frühjahr ihr volles Blätterkleid. Unter vorteilhaften Bedingungen kann sie bis zu zweihundert Jahre alt werden und erreicht mitunter eine Höhe von fünfundvierzig Metern.

Die „Mann-Esche“ zieht wärmere klimatische Regionen vor, ihr Verbreitungsgebiet reicht von Südeuropa bis Asien mittlerer Breite. Sie ist auch als „Blütenessche“ bekannt und wird meist um die vierundzwanzig Meter hoch, besitzt aber in der Regel eine Krone von kaum mehr als drei Metern Durchmesser. Ihre Rinde ist dunkelgrau bis schwarz und völlig glatt. Die Krone formt meist eine Halbkugel, in Ausnahmefällen ist sie auch abgeflacht. Die Äste des Baumes verlaufen bogenförmig. Ihre Triebe sind olivgrün, weiß punktiert, die Knospen stumpf und gewölbt und wie kleine Bischofsmützen aussehend, mit zwei dunkelbraunen äußeren und zwei hellbraunen, dicht grau-behaarten Schuppen.

Die Druiden erkannten den im Zeichen der Esche Geborenen (25. Mai bis 3. Juni und 22. November bis 1. Dezember) einen ausgesprochenen Ehrgeiz zu. Das scheint ihrer allgemeinen Beliebtheit jedoch keinen Abbruch zu tun. Von der Kritik anderer hält sie anscheinend nicht viel. Wenn sie sich überhaupt mit Kritik auseinandersetzt, dann mit Selbstkritik, die dann zum Tragen kommt, wenn sie ihren selbstgesetzten Ansprüchen nicht gerecht zu werden scheint. Sie vertraut grundsätzlich am liebsten auf ihr eigenes Geschick, besitzt einen lebhaften Charakter und ist nicht zimperlich, wenn es um Forderungen jeglicher Art geht. Die Esche ist der Liebe und allem Schönen und Guten, merkwürdigerweise aber auch den negativen Dingen dieser Welt zugeneigt. Von Gewissensbissen findet sich bei ihr keine Spur, da sie nur selten Fehler begeht. Mit der notwendigen Portion Intelligenz ausgestattet, käme sie sowohl als Anwalt wie auch als Verkäufer, der es ohne weiteres fertigbrächte, Eskimos einen Kühlschrank anzu-

drehen, ganz gut über die Runden. Oft scheint sie mit dem eigenen Schicksal wie mit dem der anderen zu spielen. Ihre Partnerschaft nimmt sie jedoch ausgesprochen ernst.

Der auch als Weißbuche, als Hornbaum und Hagebuch bekannte Hainbuche (*Carpinus betulus*) wird bis zu 25 Meter hoch und erreicht ein Alter von bis zu einhundertfünfzig Jahren. Im Mittel aber wird sie nicht viel älter als achtzig Jahre. Durch Stockausschläge kann sie sich vielstämmig und strauchartig entwickeln. Die Krone wächst meist breit und rund, mitunter auch ei- bis kegelstumpfförmig. Der Stamm ist drehwüchsig und spannrückig mit spiralig verlaufenden Wülsten. Die Rinde ist im jugendlichen Alter glatt, im vorgerückten Alter jedoch wird sie rissig und grau bis silbergrau in der Farbtönung. Die Hainbuche ist ein Baum der Ebene und des Mittelgebirges und wächst in Höhen bis zu neunhundert Metern. Die Herbstfärbung ist goldgelb, im Winter eher bräunlich. Der Baum ist bereits mit einhundert Jahren kernfaul und wipfeldürr und fällt spätestens im Höchstalter von einhundertfünfzig Jahren in vollkommen ausgefauletem Zustand um. Wird er in noch gesundem Zustand geerntet, ergibt sein festes Nutzholz ein für handwerkliche Zwecke gut geeignetes Qualitätsmaterial, das oft auch als Hornholz bezeichnet wird. Der Name der Hainbuche rührt von Hain, was als poetischer Begriff für Wald steht. Abgeleitet ist dieser Begriff aus dem althochdeutschen „hagan“, was soviel bedeutet wie Domgesträuch, Einfriedung, Heckengehölz.

Die Hainbuche als Charaktersynonym steht für guten Geschmack. Ihre Zeit sind die Perioden vom 4. bis 13. Juni und vom 2. bis 11. Dezember. Dem Äußeren scheint ihre gesamte Aufmerksamkeit zu gelten, es ist ihr Ein und Alles. Sie beweist bei dessen Gestaltung einen guten Geschmack, denn es soll den Beifall und die Bewunderung der Umwelt hervorrufen. Kurzum, die Hainbuche ist mit Eitelkeit gesegnet, was normalerweise auf ein nur unzureichend entwickeltes Inneres schließen läßt. Ihren Mitmenschen gegenüber verhält sie sich meist mißtrauisch, und dies möglicherweise aus der Angst heraus, von ihren Mitmenschen betrogen zu werden, was ihre Eitelkeit nicht verkraften würde. Ihre übertriebenen und unrealistischen

Liebesträume und Erwartungen lassen sie, wenn überhaupt, mit ihrer eigenen Gefühlswelt nur selten glücklich werden. Dieser Umstand mag auch eine Erklärung dafür sein, daß sie sich häufig und offen aufregenden Flirts hinzugeben bereit ist. Und tatsächlich wird ihr öfter Liebe entgegengebracht, als sie zu erwidern in der Lage ist. Im großen und ganzen aber versucht sie, ihr Leben so angenehm wie möglich zu gestalten. Dabei macht ihr allerdings ihr übertriebenes Pflichtbewußtsein häufig einen Strich durch die Rechnung.

Der Feigenbaum (*ficus*) kommt in sechshundert verschiedenen Arten in den Tropen und Subtropen beider Hemisphären vor, die meisten davon als immergrüne Pflanzen. Seine größten Vorkommen gibt es in Asien, in unseren Breiten finden wir ihn lediglich in botanischen Gärten als Lehrpflanzen vertreten. Er würde das winterliche Klima nicht vertragen. Die uns nächstgelegenen Vorkommen finden sich in den Mittelmeerländern.

Die Krone des Feigenbaumes ist breit-buschig und strauchartig, dicktriebiger und knotig. Seine hellgraue Rinde zeigt eine glattdunkle Musterung. Das Laub besteht aus ca. 25 x 30 Zentimeter großen Blättern, sie sind hart, stumpf, in der Färbung dunkelgrün, grob und stumpf gezähnt. Die Frucht steht meist in der Nähe der Triebspitze. Im ersten Winter bleibt die Frucht klein und dunkelgrün. Sie ist birnenförmig und etwa zwei Zentimeter im Durchmesser. Im zweiten Jahr dann wächst sie zu der allseits bekannten Größe heran.

Die uns bekannte Feige ist jedoch, wie gesagt, nur eine von ca. sechshundert Arten, die v.a. in tropischen und urwaldartigen Gefilden zahlreichen Tieren als Nahrung dient.

Unter der großen Zahl von Feigenbäumen gibt es eine Art, die Würgefeige, die nicht nur eine Schmarotzerin, sondern eine regelrechte Baummörderin ist, ein Blutsauger par excellence. Sie schlängelt sich um ihren Baumwirt, wächst an ihm hoch um dessen Stamm herum und raubt ihm im Laufe der Zeit jegliche Lebensgrundlage, indem sie ihre Triebe in seinen Stamm bohrt und dem Boden, auf dem der Wirtsbaum steht, sämtliche Nährstoffe entzieht. Der Wirtsbaum stirbt auf diese Weise irgendwann ab, die Würgefeige bleibt mit ihrem

hohlen Stamm solange stehen, bis dieser das eigene Gewicht der Pflanze nicht mehr zu tragen in der Lage ist und die gesamte Konstruktion in sich zusammenstürzt.

Der Feige zugeordnet ist die Zeit vom 14. bis 23. Juni und vom 12. bis 21. Dezember. Der Feige entsprechen Charaktere, die am liebsten über Leichen gehen. Sie saugen ihre Gönner und Untergebenen bis zum letzten Blutstropfen aus, sind aber ohne deren unterstützende Aufopferung selbst überhaupt nicht überlebensfähig. Von andauern-dem Mißtrauen geplagt, geraten auch ihre Helfershelfer in Gefahr, als Feinde abgestempelt und bekämpft zu werden. Der Rest muß sich bis zur Selbstaufopferung gefällig zeigen, will er nicht dasselbe Schicksal erleiden.

Dennoch wird der im Zeichen der Feige geborene Mensch als empfindsam bezeichnet. Es handelt sich hierbei um eine ausgesprochen eigenwillige Persönlichkeit, Widerspruch wird nicht toleriert, könnte dieser doch die eigene Machtbasis in Frage stellen. Lieb und brav müssen deshalb alle die sein, die mit der Feige Umgang haben. Doch bewahrt auch das unterwürfige Verhalten nicht vor dem Unglück, das von der Feige ausgeht.

Derart barbarische Eigenschaften treffen jedoch nur auf die genannte Feigenart zu, der man aus der Art, wie sie sich behauptet, jedoch keinen Vorwurf machen kann. Es ist dies eben die ihr von der Natur zugedachte Art und Weise, um sich zu reproduzieren, denn die Natur kennt weder Gut noch Böse. Allerdings schuf sie auch den Menschen und den ihn prägenden Intellekt – er steht über dem jeweiligen Talent. Zahlreiche Beispiele aus dem Tierreich belegen, daß die Funktion, die einem Lebewesen, egal ob Tier oder Pflanze, zugedacht ist, für das Ganze durchaus seinen Sinn und seine Bedeutung hat.

Um zurück auf die Charaktereigenschaften zu kommen, die der Feige von den Verfassern des Baumhoroskops zugeschrieben werden: In der Liebe ist sie flatterhaft bis pervers, und dies bezieht sich bisweilen auch auf deren Eltern, was notwendigerweise zu Komplikationen übelster Art führen muß. Sie trägt dadurch leider nur allzuoft hässliche psychische Narben davon.

Da die Feige nur aus einem beschränkten Reservoir eigenen Intellekts zu schöpfen vermag, eignet sich sie gerne die Meinungen und Stimmungen des Zeitgeists an, um ihre eigenen Interessen möglichst reibungslos durchsetzen zu können. Mit der Zeit mag ja auch die Einsicht in ihre spezifischen Charaktereigenschaften das Gewissen etwas beunruhigen, aber sie vermögen nicht jenes Maß an Ehrlichkeit aufzubringen, das erforderlich ist, um ihrem Leben eine andere Richtung zu geben. Sie müßte sonst ja zugeben, daß ihr bisheriges Leben verfehlt war.

Alle diejenigen, die in den Einflußbereich einer Feige geraten sind, sind alles andere als zu beneiden. Dies gilt insbesondere für das Mann-Frau-Verhältnis. Der Baum selbst kann ja nicht davonlaufen, deshalb muß er seinen Weg bis zum bitteren Ende durchschreiten.

Etwas anders sieht es hingegen bei den Menschen aus. Probleme und schwierige Beziehungen lassen sich lösen, wenngleich bisweilen nur unter großen Opfern. Sich aus der Umklammerung einer Feige zu befreien, kostet viel Kraft und Energie und verführt manchen zu unüberlegten Kurzschlußhandlungen, wenn mit Güte kein Weiterkommen ist. Tödernst allerdings wird es für die ausgesprochenen Treuetypen.

„Die Sterne lügen nicht“, so der gängige Slogan der Gegenwarts-Astrologie, „sie machen lediglich gewogen“. Doch was bedeutet dies eigentlich? Ist dies als eine Vorhersage des Unausweichlichen zu verstehen oder nicht? Gilt denn die Vorhersage mit all ihren Konsequenzen nur für den, der nicht vom Sternendeuter, dem Interpreten des Schicksals, dahingehend beraten worden ist, was denn nun eigentlich zu tun oder zu unterlassen sei, um nicht ins Straucheln zu kommen? Gilt etwa der Spruch, daß nur jener in den vielgerühmten Himmel gelange, der an die Worte des selbsternannten Propheten glaube? Soll man dem nachkommen, was der Prophet befiehlt? Und dies um den Preis, selbst in die Hölle zu fahren?

Kann ein Individuum oder ein ganzes Volk einem Schicksal entgehen, dessen Verlauf bereits durch die Sterne angezeigt worden ist?

Welche Rolle spielen in diesem Zusammenhang die Aussagen des Sternendeuters?

Wenn der Sterndeuter fallende Trümmer voraussah, die einem Menschen zu erschlagen drohten, solle dieser dann lieber zu Hause auf seinem Sofa bleiben? Der Kumpel tat wie ihm geheißen. Jedoch dachte keiner an die große Uhr, die über ihm an der Wand hing. Sie fiel just in dem Moment von der Wand und dem dort ruhenden Kumpel auf den Kopf, als dieser sich vollkommen sicher wähnte.

Es trifft demnach also doch zu, ob *nun von* den Sternen angekündigt oder auch nicht, daß das Schicksal seinen unerbittlichen Lauf nimmt. Was aber, wenn an der ganzen Schicksalsdeuterei in Wirklichkeit gar nichts dran ist und den Menschen das Erwartete nur deshalb widerfährt, weil sie schon fest damit rechnen und im Grunde alles tun, damit sie auch tatsächlich in die vorhergesagte Situation geraten?

Die keltischen Druiden beobachteten die sie umgebende Natur und ihre Mitmenschen und zogen aus diesen Beobachtungen bestimmte Schlüsse, die sie auf das bereits abgelaufene Geschehen hin interpretierten. Denn das Schicksalhafte wird nur durch die nachträgliche Interpretation zu einer unabänderlichen Realität. Alle Zukunft aber ist offen, mit all ihren unterschiedlichen und vielfältigen Möglichkeiten. Wer sich, den Voraussagen der Schicksalsdeuter glaubend, so verhält, wie es ihm vorhergesagt wurde, hat jegliche Entscheidungsfreiheit aufgegeben. Er wähnt sich von einem Schicksal getrieben, das er, wengleich vielleicht auch unbewußt, selbst herbeigeführt hat. Der Schicksalsgläubige zimmert sich also mit Unterstützung des Sternendeuters sein eigenes Gefängnis und fühlt sich darin wohl aufgehoben. Ein größerer Selbstbetrug ist kaum vorstellbar.

Kelten in voller Fahrt ins Schwarze Meer

Was für einen Teil der Kelten der Gevatter Rhein war, der sie im Laufe der Zeit bis zum Atlantik und darüber hinaus trug, war für andere wiederum die damals wohl noch schöne blaue Donau. Dieser ebenfalls sagenumwobene Strom ist mit einer Gesamtlänge von 2850 Kilometern nach der Wolga das längste natürliche Förderband Europas. Das Einzugsgebiet der Donau umfaßt eine Fläche von 817.000 qkm. Der schiffbare Teil der Donau ist – von der Einmündung des Rhein-Main-Donau-Kanals über das Donaudelta bis zum Schwarzen Meer – 2.412 km lang. Die mittlere Wasserführung der Donau beträgt bei Passau 730 m³/Sekunde und bei Tulcea die zehnfache Menge, nämlich 7.320 m³/Sekunde.

In dem aus den Alpen und dem Mittelgebirge gespeisten Oberlauf tritt der höchste Wasserstand im Frühsommer auf, der niedrigste im Januar. Im Unterlauf kommt das Hochwasser bereits im Frühjahr und das Niedrigwasser im Frühherbst.

Heutzutage ist dieser grandiose Wasserweg durch mehrere Staudämme und Seitenkanäle diverser Nationen im mittleren Bereich verunstaltet, entgegen seinem ursprünglichen Zustand, wie er vor etwa siebentausend Jahren anzutreffen war, als ihn die Kelten bis zum Schwarzen Meer befuhren. Im Verhältnis zu fast allen anderen europäischen Flüssen wies die Donau zu jenen Zeiten einen besonderen Fischreichtum auf. Steingreßling, Schrätzer, Zingel, Streber und Huchen, die den Fluß in großer Zahl besiedelten und den Anrainern reiche Beute lieferten, sind heutzutage nahezu restlos ausgestorben. Schuld an diesem Zustand ist zweifellos die durch Schadstoffzuleitungen verursachte Verschmutzung des Wassers sowie die tiefgreifenden Veränderungen des Flußlaufes durch bauliche Maßnahmen wie Staustufen, Flußbegradigungen usw.

Man darf also getrost davon ausgehen, daß diejenigen Kelten, die vor siebentausend Jahren die Donau in Richtung Schwarzes Meer befuhren, keinen Mangel an Fischkost hatten. Der große Fischreichtum der Donau blieb aber sicherlich auch noch lange Zeit danach erhalten, wohl zu_ mindest bis zur letzten Jahrhundertwende, als die

Selbstreinigungskräfte des Flußes die eingeleiteten Abwässer nicht mehr bewältigen konnten. In früheren Zeiten machte die an der Donau ansässige Bevölkerung nur ein Viertel der heutigen aus, d.h. die privaten und durch gewerbliche Aktivitäten hervorgerufenen Abwässer hatten ein weit geringes Ausmaß. Außerdem gab es damals noch keine chemischen Stoffe, hervorgerufen durch Landwirtschaft und Industrie, die in den Fluß direkt eingeleitet oder auf Umwegen in ihn hätten gelangen können.

Die Kelten befuhren die beiden großen zentraleuropäischen Flüsse mit der Strömung, denn ein Vorwärtskommen gegen die Strömung war nur unter großen Mühen oder gar nicht möglich. Ausschlaggebend für ihren Entschluß, die angestammten Gefilde zu verlassen und die Risiken einer Reise durch unbekanntes und unerforschtes Gebiet zu unternehmen, lag vermutlich im zunehmenden Bevölkerungsdruck, der sich aus ihrer ökonomischen Entwicklung heraus ergeben hatte. Ausgestattet mit der Fähigkeit, die klimatischen Bedingungen zu analysieren und in einen Zusammenhang mit dem zeitlichen Ablauf der Jahreszeiten zu setzen, gelang es ihnen, landwirtschaftliche Überschüsse zu erwirtschaften, insbesondere durch Getreideanbau und Viehzucht. Letztere wiederum führten zu einem vermehrten Bevölkerungswachstum, aber zu keiner Verknappung der natürlichen Ressourcen. Das Land war groß und dünn besiedelt, allein der Pioniergeist animierte einen Teil der Bevölkerung, zu neuen Ufern zu ziehen. Da der Aktionsradius zu jener Zeit aufgrund fehlender mechanischer Verkehrsmittel sehr beschränkt war, blieb den Menschen nichts anderes übrig, als ihr bewegliches Hab und Gut auf ein Floß zu verladen und sich dem Strom anzuvertrauen. Die Risiken eines Aufbruchs ins Unbekannte dürften ihnen wahrscheinlich bewußt gewesen sein, sie schienen jedoch immer noch erträglicher gewesen zu sein, als die Aussicht auf eine schleichende Bevormundung, die jenen Menschentypen zuwider war. Die Aussicht darauf, in bisher wenig oder gar nicht besiedelten Gebieten unter weitaus besseren Verhältnissen leben und wirtschaften zu können, dürfte den Entschluß zur Erkundung neuer und wärmerer Gefilde erleichtert haben. Denn noch gab es sie ja, die offenen und weiten Savannen, Auen und Haine inmitten Zen-

traleuropas und den angrenzenden Regionen des Nordens und Ostens, wenngleich diese in weiter Ferne lagen und erst mühsam erobert werden mußten. Die Wildnis bot nicht nur neue Chancen, sondern brachte auch Risiken mit sich. Raubtiere bedrohten Leib und Leben, andererseits bot jagdbares Wild, das damals in riesigen Populationen die Weiten besiedelte, Nahrung und Material, das zu Kleidung und anderen nützlichen Gütern verarbeitet werden konnte. Staatsgebilde existierten zu jener Zeit noch nicht. Man traf allenfalls auf in Stämmen und Clans organisierte Bevölkerungsgruppen, die die Neuankömmlinge bzw. Wanderer möglicherweise nicht immer willkommen hießen. Also möchten auch kriegerische Auseinandersetzungen zu bestehen sein, wenn sich die bereits ansässigen Bewohner gegen die neueintreffenden Konkurrenten zu wehren begannen. Stießen die Pioniere jedoch in Gebiete vor, die zuvor noch von keinerlei Menschen besiedelt worden waren, lag ihnen quasi die Welt zu Füßen. Sie brachten die vorgefundenen natürlichen Ländereien ohne Grenzen, wie sie sie vor 7.000 Jahren vorfanden, in ihren Einflußbereich und machten daraus Kulturlandschaften. Als Arier brachten sie Wissen und Können unter die Menschheit. Die ruhelosen Menschen mochten sich damals also frei wie die Vögel gefühlt haben.

Schlank und gerade gewachsene Fichten zu fällen und zu Flößen zusammenzufügen, das dürfte für die zum Aufbruch entschlossenen Kelten keine besonders schwere Aufgabe gewesen sein. Schwieriger mochte es gewesen sein, die Zusammensetzung der Gruppe, die gemeinsam aufbrechen wollte, vorzunehmen. Um die Gefahren einer Reise ins Unbekannte besser bewältigen zu können, mußte eine genügend große Gruppe zusammengestellt werden. Nicht allein die Reise selbst war mit Gefahren verbunden, auch wenn es darum ging, irgendwo und irgendwann eine neue Siedlung zu errichten und das menschenleere Land unter den Pflug zu nehmen, mußten sich die Pioniere aufeinander verlassen können und bereit sein, miteinander im Verund zu leben und sich für das gegenseitige Wohl einzusetzen. Familienklans schienen da die natürliche Struktur dafür zu bieten. Aus ihnen entwickelten sich dann größere Stämme und Völker.

Einige der Sonnenobservatorien, die entlang der Donau inmitten der keltischen Siedlungen errichtet worden waren, belegen, daß es auch größere Einheiten gegeben haben mußte, die sich aus mehreren Familienklans zusammensetzen. Wahrscheinlich kam den Druiden auch im Hinblick auf die Herausbildung der sozialen Organisation derartiger Gemeinden eine zentrale Rolle zu. Sie waren es schließlich, die durch ihre Kenntnis der Naturgesetze den ökonomischen und kulturellen Erfolg der Klans und Siedlungen absichern und weiterentwickeln halfen.

Die Pioniere fuhren die nahezu dreitausend Kilometer lange Flußstrecke der Donau bis zum Schwarzen Meer in der Regel nicht zur Gänze ab, sondern gingen vor Anker an Stellen, die ausreichend grüne Wiesen und Auen boten. Ihnen war jedoch bewußt, daß die Donau schließlich in ein großes Gewässer münden mußte. Der Begriff „Schwarzes Meer“ existierte zu jener Zeit natürlich noch nicht. Ebenso wenig existierte die „Nordsee“ als Begriff in den Köpfen jener, die den Rhein hinunter fuhren. Auch wenn sich die Menschen vorstellen konnten, daß der jeweilige Fluß in ein Meer münden würde, so hatten sie doch keinerlei räumliche Vorstellungen von der Ausdehnung und Form dieser Meere. Fluggeräte, mittels derer sie sich in die Lüfte erheben konnten, gab es zu jener Zeit noch nicht. Ein Vorwärtskommen war nur per Floß, Boot oder zu Fuß möglich. Das Vorstellungsvermögen konnte sich also nur auf Informationen beziehen, die von anderen Menschen, die das jeweilige Gebiet bereits erkundet hatten, stammten und die wahrscheinlich ein an markanten geographischen Erscheinungen sowie an Strecken, die bis zum Erreichen dieser und jener Örtlichkeit in einer bestimmten Zeit zurückgelegt werden mußten, ein orientiertes Bild ergaben. Sofern Sie den Stand der Sterne als nächtliche Wegweiser benutzen gelernt hatten, dürften auch diese ihrer Orientierung v.a. auf dem Meer gedient haben.

Bootsreisen auf dem Meer dürften die Menschen zuerst entlang der Küsten geführt haben. Es blieb den Wagemutigsten unter ihnen überlassen, aufs offene Meer hinauszusteuern. Die Fähigkeit, sich am Stand der Sterne zu orientieren, wird ihnen die erforderliche Sicherheit vermittelt haben. Als Triebfeder für die Entdeckungsreisen dürf-

ten nicht nur ökonomische Gründe gedient haben, sondern auch ein gewisses Maß an Neugier, das angesichts der Weite des Meeres immer wieder Nahrung fand.

Entlang der fast dreitausend Kilometer langen Donau erstreckten sich nicht nur fruchtbare Wiesen, die zu Äckern umgearbeitet werden konnten. Sofern es sich nicht um natürliche Steppen und Savannen handelte, hatten sich Wälder in den bisher von Menschen nicht besiedelten Gebieten breitgemacht. Trafen die Neusiedler also auf eine Gegend, die ihnen von ihren Voraussetzungen her als Siedlungsgebiet günstig erschien, mußten sie sich häufig erst einmal genügend Raum verschaffen, indem sie die vorgefundenen Bäume und Büsche rodeten. Holz im Überfluß erleichterte den Bau von Häusern, Hütten, Werkzeugen aller Art und Flößen, es diente zudem als Brennholz und sicherte dadurch einen ganz wesentlichen Aspekt des Überlebens.

Doch nicht überall waren die Voraussetzungen für eine Ansiedlung günstig. Deshalb wurden erst einmal diejenigen Gebiete in Besitz genommen, die den Vorstellungen der Neusiedler am ehesten entsprachen. Die Wanderer auf den beiden Strömen dürften ihre Reise deshalb öfter unterbrochen haben, um das umliegende Gebiet zu erkunden und auf seine Tauglichkeit hin zu untersuchen. Erschien es als ungeeignet, mußte die Fahrt eben wieder fortgesetzt werden.

Vor siebentausend Jahren begann die erste große Ausbreitung der Kelten in eine Welt ohne nationale Grenzen, die sowohl in nördlicher als auch in südöstlicher Richtung verlief. Die süddeutsche Hochebene bildete den Dreh- und Angelpunkt dafür. Der Archäologe Prof. Dr. Stein beschrieb dies folgendermaßen: „Seit etwa 7.000 Jahren spielt sich ein grundlegender Wandel – im südwestlichen Mitteleuropa – menschlicher Existenz ab (‘Neolithische Revolution’): Haustiere, Ackerbau, Seßhaftigkeit: städteartige Siedlungen. Damit sind die Voraussetzungen einer höheren Zivilisation gegeben.“

Der Kreuzpunkt dieser Bewegungen befand sich in Süddeutschland und am Mittelrhein. Unter Mittelrhein ist das heutige Rhein-Main-Gebiet, der Mainzufluß sowie die mittlere Distanz zwischen der Rheinmündung und dem Schwabenmeer zu verstehen. Die Wanderungsbewegung erfolgte in Fließrichtung der Flüsse, denn ein Antrif-

ten entgegen der Stromrichtung wäre den Menschen damals nicht möglich gewesen.

Archäologen entwickeln mitunter viel Phantasie, um die heute noch existierenden Spuren aufzufinden, zu sichern und in einen erklärenden Zusammenhang zu stellen. Keramikscherben sind Artefakte, die dieser Spurensicherung dienen, sofern nicht gar vollständige und unbeschädigte Gegenstände ausgegraben werden konnten.

Die zum Vorschein gekommenen Pfahlbauten an den Sonnenufern jener Gegend, in der sich die Menschen zum ersten Mal dauerhaft niedergelassen hatten, sind historisch wertvolle Artefakte, die über die Lebensweise der damaligen Völker Aufschluß gaben. Die Bestimmung des Alters dieser Reste mittels der C- 14-Methode ergab weitere interessante Erkenntnisse. Heute wissen wir deshalb, daß die damals beginnende Sesshaftigkeit zu einem zivilisatorischen Fortschritt führte, der in seinen zivilisatorischen Auswirkungen bis nach Südeuropa reichte.

Andere Keltengruppen waren weiter nordwärts gezogen. Stein berichtet von Großsteingräbern, die gefunden wurden. Er schreibt von einer „Michelsberger Gruppe“ und von der „Glockenbechergruppe“, als wären sie ein und dieselbe. Diese Gruppen hatten bereits „Kupferwaffen“ geschmiedet und Rundhäuser gebaut. Waffen konnten sowohl für die Jagd auf Tiere als auch zur Verteidigung gegen oder zum Angriff auf andere Clans usw. genutzt werden. Die Wanderung entlang der großen Flüsse war vermutlich mit großen Gefahren für Leib und Leben verbunden, da den Menschen u.U. jegliche Informationen über die Gebiete fehlten, in die sie sich vorwagten.

Donau und Rhein führten die Pioniere in Gebiete mit völlig unterschiedlichen geographischen und klimatischen Voraussetzungen. Während es rheinabwärts nach Norden ging, die klimatischen Bedingungen also eher zum Kälterwerden hin tendierten, fanden sich die die Donau hinunterfahrenden Siedler mit einem zunehmend wärmer werdenden Klima beschert, was günstig für den Ackerbau erscheinen mußte.

Die große Wanderung der Kelten vor etwa siebentausend Jahren, als ein Großteil des europäischen Kontinents nur spärlich oder gar

nicht besiedelt war, ist auf keinen Fall mit der Wanderung der sogen. „Donauschwaben“ in einen Zusammenhang zu bringen. Denn diese wurden erst vor knapp zweihundert Jahren überhaupt aktiv. Sie wurden wie die „Siebenbürger“ von den damaligen Landesfürsten als willkommene Arbeitskräfte gerufen, die diesen zu mehr Steuern und damit Reichtum verhelfen sollten.

Die Wanderungsbewegungen entlang der großen Ströme dauerte mehrere tausend Jahre. Südostwärts die Donau hinunterfahrend, erreichten sie das Schwarze Meer und bewegten sich im Laufe der Zeit weiter bis ins Gebiet des heutigen Griechenland. Ohne den Auftrag einer übergeordneten Autorität, die es damals für die Kelten gar nicht gab, wanderten sie immer wieder in kleineren und größeren Gruppen über das Land und ließen sich hier und dort nieder. Sie waren in einem gewissen Sinne als völlig frei zu betrachten, folgten nur ihrem eigenen unabhängigen Sinnen und Trachten. Ein gewisses Maß an Neugier mag ihren Wandertrieb begleitet haben. Es liegt in der Natur der Neugier, daß Gewißheit erst dann gegeben ist, wenn die Neugier befriedigt worden ist, wenn man also selbst durch eigene Anschauung in Erfahrung gebracht hat, was hinter diesem und jenem Berg, hinter dieser und jener Flußbiegung oder Meeresbucht oder dem Horizont verborgen liegt.

Im Verlaufe ihrer wechselvollen Geschichte hatten sie ihre Fähigkeiten, sich auch unter widrigen Bedingungen zu behaupten, unter Beweis gestellt. Die Kelten zogen nicht nur den Herden der Rentiere und Mammuts nach, sondern begannen auch in jene Gebiete vorzustoßen, die zuvor noch von den Eismassen der letzten Eiszeit bedeckt waren, nämlich in den hohen Norden und nach Osten. Und sie begannen auch auf die britischen Inseln vorzustoßen. Waren die Wanderer erst einmal bis ans Meer vorgestoßen, war die Reise auf dem Floß, das sich eben nur für das Vorwärtskommen auf einem Fluß eignete, erst einmal zu Ende. Von nun an galt es, sich über Land weiterzubewegen, schon allein auch um den mitgeführten Tieren ausreichend Nahrung bieten zu können. Pferde, Kühe, Schweine und Schafe, Federvieh, Hund und Katzen gehörten zum Tierbestand damaliger Siedler und wollten natürlich versorgt werden.

Das Westufer des Schwarzen Meeres bot reichlich flaches Land, das sich für die Bewirtschaftung eignete, und die Meeresufer waren ebenfalls flach und boten keinerlei Hindernisse. Das Mündungsgebiet der Donau mit seinem flachen Schwemmland bot ausgezeichnete Voraussetzungen für eine Ansiedlung. Erst weiter nach Süden hin wurde das Schwarze Meer immer tiefer und somit auch gefährlicher. Umweltverschmutzung war damals unbekannt, die Menschen fanden also natürliche Bedingungen vor, also insbesondere auch sauberes Trinkwasser.

Donau und Schwarzes Meer waren reich an Fischen. Es gab derart viele Fische, daß sie ein nie endendes Lebensmittelreservoir darstellen schienen. Ein Irrtum, wie wir heute wissen.

Ein goldenes Zeitalter war für die Kelten zu jener Zeit dennoch nicht angebrochen. Es gab keinerlei Garantien für ein besseres Leben in einer fremden und unbekanntem Gegend. Auch wenn sie fruchtbares Land fanden, so waren sie dennoch den klimatischen Unbilden der Natur ausgesetzt, hatten es u.U. mit rivalisierenden und feindseligen Clans zu tun, mußten mit Krankheit von Mensch und Vieh und Unfällen zurechtkommen. Es gab weder eine Lebens-, noch eine Kranken- oder eine Altersversicherung. Brach sich jemand ein Bein, mußte dem mit eigenen Mitteln abgeholfen werden. Krankheiten wurden von heilkundigen Mitgliedern des Clans behandelt, soweit entsprechende Erfahrungen und Kenntnisse vorhanden waren. Von der Heimsuchung durch Seuchen wie der Pest und anderen Epidemien ganz zu schweigen, die ganze Populationen dahinrafften und bisweilen auch ganz ausrotteten. Das Leben dieser Menschen war zahlreichen Gefahren ausgesetzt.

Kein Wunder also, daß aus dem damit zusammenhängenden Angstpotential der Schluß gezogen wurde, daß hinter den Naturgewalten Götter stecken könnten, denn Genaueres wußte man damals wie auch heute nicht. Freier aber waren sie dennoch.

Das Leben der damaligen Menschen war also tagaus tagein dem Kampf um die nackte Existenz unterworfen. Nur wo sie wirklich optimale Lebensbedingungen vorfanden, konnten sie einen Überschuß erwirtschaften, der sie zum einen in die Lage versetzte, diesen

zum Erwerb nicht selbst produzierter Güter zu nutzen, und der ihnen zum anderen eine gewisse Vorratshaltung erlaubte, was jedenfalls einer wenigstens vorübergehenden Absicherung des unmittelbaren Lebensbedarfs gleichkam.

Die Menschen kannten jedoch kein anderes Leben, und deshalb erschien es ihnen wohl auch als alternativlos. Sie hatten sich in die Gegebenheiten so gut es eben ging zu fügen. Es gab jedoch auch Bemühungen, die Natur und die mit ihr eingehergehenden und sich regelmäßig wiederholenden Gesetzmäßigkeiten zu erforschen und verstehen zu lernen. Aus deren Verständnis entwickelten die Druiden praktische Handlungsanleitungen für den Umgang mit der Natur, mit Klima, Aussaat, Ernte, Viehzucht usw. Die Druiden entlockten ihren Beobachtungen die ersten systematischen Erkenntnisse und schufen damit die Voraussetzungen für ein von den konkreten Verhältnissen abstrahierendes Denken, das eine notwendige Voraussetzung jeglicher Wissenschaften ist.

Ein wesentlicher Aspekt, der die Lebensbedingungen der damaligen Menschen beeinflusste, war der Umstand, daß die Bevölkerungsdichte weitaus geringer war, als heutzutage. Schätzungen sprechen von einer damaligen Weltbevölkerung von etwa sechs Millionen Menschen, verteilt also auf ein Gebiet, das heute die tausendfache Anzahl zu tragen hat. Die eigentliche Bevölkerungsexplosion jedoch hat sich erst in neuester Zeit zugetragen und ist Resultat einer Produktivkraftentwicklung, die die Lebensbedingungen eines Großteils der Bevölkerung soweit verbessert hat, daß die unmittelbare Reproduktion gesichert war.

Der mittlerweile erreichte Reichtum ist das Produkt jener Kräfte, die im Grundsatz den Druiden der Kelten entsprechen. Mathematik, Physik, Maschinen-Technologie; die Masse der Menschheit wird zum Konsumieren degradiert. Umweltverschmutzung ist eines der Resultate dieser Entwicklung.

Dadurch wird sichtbar, daß ein langes und gesundes Leben nicht allein von einem vorteilhaften Klima abhängig ist.

Kelten auf Ihrem Weg zum Ganges

In seinem Buch „Persien – bis zum Einbruch des Iran“ konstatiert der Autor Richard Frey, Professor an der Harvard University, daß die Armenier (Mannai), die nördlich von „Medien“ zuhause sind, als Teil des gesamten „indogermanischen Zirkusses“ zu betrachten seien. Die „Meder“ aber seien, wie auch die „Veden“, Arier, jedoch keine Indogermanen. Die Silbe „ar“ bedeute pflügen, mit dem Ackern vertraut sein und ist indogermanischen Ursprungs. „Arier“ sind demnach Menschen, die Ackerbau betrieben haben. Der dadurch zum Ausdruck kommende Widerspruch scheint Herrn Frey nicht bewußt geworden zu sein. An anderer Stelle meint Frey, daß die Meden und die Veden keinesfalls von den Germanen abstammten, weil Germanen eben indogermanischen und somit asiatischen Ursprungs seien, die Arier, Meden und Veden aber aus Europa stammten. ebenso wie die Kelten, deren Sprache mit der der Italiker verwandt sei...

Frey's Ausführungen bringen also auch kein Licht in das Dunkel um den ganzen „germanischen Geschichtssalat“. Dabei war er ja schon ein ganzes Stück weit gekommen. Daß sich aus der Silbe „ar“ aber eben nur eine Tätigkeitsbeschreibung ableiten ließ und keinesfalls eine rassische Zuordnung, war ihm dann doch nicht in den Sinn gekommen.

Des weiteren sinnierte er über das Verschwinden eines Volkes, nämlich dem der Germanen: „Ein Volk konnte doch nicht etwa sich selbst in Nichts aufgelöst haben; wo waren sie hin ...?“

Hatte Frey bereits die Frage nach dem Verbleib eines ganzen „Volkes“ gestellt, so hätte es eigentlich keiner allzu vieler Schritte bedurft, um zu der Frage zu gelangen, ob die Germanen als solche überhaupt existiert hatten oder ob die Forschung bislang nicht doch einer ziemlich großen Fehleinschätzung aufgesessen war. So schwer ist die Lösung des Rätsels nun auch nicht zu erkennen.

Im Begriff der Arier drückte sich nichts weiter als eine Berufsbezeichnung aus, wie ja auch mancher Familienname letztlich auf eine von den Vorfahren einmal ausgeübte Berufsbezeichnung zurückzuführen ist. Die Welt hatte im Fall der Arier jedoch lieber eine Rassebezeichnung daraus abgeleitet, was dem Mißbrauch der

zeichnung daraus abgeleitet, was dem Mißbrauch der Geschichtslüge für die politischen Zwecke der Faschisten Vorschub leistete.

Noch heute erntet man mit der Frage, was denn eigentlich ein Germane sei, ungläubiges Kopfschütteln, so fest hat sich das geschichtliche Mißverständnis ins öffentliche Bewußtsein eingepreßt. Wer ehrlich genug ist, antwortet auf diese Frage mit „Ich weiß es nicht!“. Aus der Silbe „ger“ = Speer, wie man aus Kreuzworträtseln weiß, leiten manche dann ein mit eben diesem Instrument bewaffnetes Völkchen ab. Doch auch damit kommt man dem Rätsel kaum auf die Spur. Das allgemeine geschichtliche Mißverständnis hat sich zum kulturellen Allgemeingut gemausert, und ein solches aus den Köpfen wieder herauszubekommen, dürfte eine ziemlich schwierige Aufgabe sein.

Das persische Reich war vor etwa viertausend Jahren nichts weiter als ein schmaler Sandstreifen am Arabischen Meer. Deren Bewohner, die sogenannten Perser, hatten nicht einmal genug zu essen, weil sie es als unter ihrer Würde befanden, sich um Landwirtschaft und Viehzucht zu kümmern. Die Landwirtschaft treibenden Meden sorgten mehr oder weniger für die Ernährung der Perser, lieferten Milch, Butter, Käse und Brot. Die Perser boten im Gegenzug Fische, die sie auf ihren Fischzügen erbeutet hatten.

Die Perser befanden es schließlich unter ihrer Würde, die Meden um Nahrungsmittel anzubetteln, und schickten sich deshalb an, diese gewaltsam zu unterwerfen. Die wirtschaftlichen Leistungen der Meden konnten auf diese Art und Weise weitaus besser angeeignet werden. Sie waren ja nun diejenigen, die das Sagen hatten. Die Perser führten ein grausames Regime über die Meden, die sich diesem nicht zu widersetzen vermochten. Es gelang einem Teil derselben jedoch, sich in die Berge abzusetzen und dadurch der Unterjochung durch die Perser zu entgehen. Sie trafen dort auf das Brudervolk der Veden, bis die Perser sie auch dort einholten. Was vordem blühende und glückliche Völker waren, wurde nun barbarisch hingemordet, ihre Ansiedlungen in Schutt und Asche gelegt. Von nun an spielten die Eroberer regelrecht verrückt, als sei ihnen die so leicht zugefallene Macht zu Kopf gestiegen. Allzu leicht war es ihnen offensichtlich gefallen, einen

einstmals mächtigen König zu morden und dessen Volk zu unterwerfen.

Aber so wie die Meuchelmörder ihre Macht immer weiter in alle Richtungen auszudehnen suchten, suchten auch die Weisen der Meden und später selbst die Veden ihr Glück in anderen Gefilden, nämlich in der immer karglicher werdenden Bergwelt. Sie bewegten sich auf der Karawanenstraße weiter und wichen immer dann in unwirtliche und nur schwer zugängliche Gebiete aus, wenn Gefahr von ihren Verfolgern drohte. Die Karawanenstraße verlief am nördlichen Rand der Salzwüste Dascht-i-Kawir, die zusammen mit der Duscht-i-Lut eine Art Barriere zwischen Ost und West darstellte. Auf dieser Route bewegten sich wandernde Händlerscharen entweder ostwärts nach Indien oder westwärts bis nach Mesopotamien hinein. Die Karawanenstraße kam aus einem Tiefland, wo der Tigris und der Euphrat sich dem alten Ktesiphon, heute Bagdad genannt, näherten. Sie führte weiter über Kermanschah und Hamadan nach Rage (Heheran,) folgte dann dem Nordrand der Kawirwüste, wo sie bei Herat verzweigte und in nördlicher Richtung gen Merw, Buchara und Samarkand bis nach China führte. Sie wandte sich sodann südwärts nach Seistan, um sich anschließend ostwärts nach Kandahar und weiter über das Gebirge bis in die Indusebene zu erstrecken. Sie war die Ostwestroute der altehrwürdigen Seidenstraße, die bei den Einheimischen auch noch unter anderen Namen bekannt war. Der Begriff der Seidenstraße wurde insbesondere durch Marco Polo (1254 – 1324) und dessen Erzählungen bekannt. Doch einige tausend Jahre vor Marco Polo bewegten sich auf dieser Route bereits die Druiden der Meden und die der Veden ostwärts, die auf ihrer Flucht vor den Persern die Wandlung zu den Brahmanen vollzogen. Und dies zu einer Zeit, als es das Rom der Etrusker noch gar nicht gab.

Die später so genannte Seidenstraße war vor drei- bis viertausend Jahren die Verbindungslinie, auf der sich Meden und Veden bis zum oberen Ganges bewegten. Sie waren bemüht, den Nachstellungen durch die Perser zu entgehen und zogen deshalb durch Gebiete, in denen es nichts mehr zu erbeuten gab.

Die Meden ihrerseits aber begannen schließlich ebenfalls, die Seidenstraße unsicher zu machen und vorbeiziehende Karawanen zu überfallen. Sie hausten in Verstecken abseits der Karawanenstraße und sicherten sich durch die Überfälle ihr Überleben.

Daneben aber gab es auch Gruppen, die sich ihren Lebensunterhalt auf eine ehrliche Art und Weise beschaffen wollten und die deshalb der Nachstellung durch gewalttätige Stämme entgehen wollten. Die mächtigen Gipfel des Hindukusch bildeten einen natürlichen Schutzwall vor Zudringlichkeiten und boten den in ihren Tälern lebenden Völkern ausreichend Schutz.

Auf der anderen, der nördlichen Seite der Seidenstraße, trennt das Elbrusgebirge mit seinen mehr als 5000 Meter hohen Gipfeln, einen schmalen Küstenstreifen vom Kaspischen Meer. Dessen klimatische Bedingungen erinnern mit ihrer üppigen Vegetation, den wilden Tieren und heimtückischen Krankheiten an subtropische Gefilde. Im Gegensatz dazu das Leben in den kargen Hochgebirgstälern mit ihren Herausforderungen ganz anderer Art.

Am Ursprung eines weit nach Süden sich erstreckenden Flußsystems angelangt, fanden die Flüchtenden endlich eine Heimat, in der sie ein ihnen Vorstellungen gemäßes Leben führen und sich der Weiterentwicklung ihrer kulturellen und ökonomischen Potentiale widmen konnten. Sie hatten aus der Not eine Tugend gemacht, waren tausende von Kilometer weit gezogen, haben sich mit den größten Gefahren auseinandergesetzt, um schließlich im Norden eines Kontinents anzukommen, der heutzutage als Indien bekannt ist. Sie waren ohne ein klares Ziel vor Augen aufgebrochen, wollten nur der Heimsuchung durch die Perser entkommen und fanden nach langer Wanderung eine ihnen gemäße Heimat.

Brahmanen – Ableger der Druiden

Bei den keltischen Druiden lag der Schwerpunkt ihres Wirkens auf der naturwissenschaftlichen Seite. Mathematik und Astronomie mußten für sie von besonderem Interesse gewesen sein. Durch das Beobachten der in der Natur ablaufenden Gesetzmäßigkeiten kamen sie zu Schlußfolgerungen, die ihnen in ihrer praktischen alltäglichen Anwendung einen kulturellen und ökonomischen Fortschritt einbrachten. Wissen von ähnlich hohem Rang besaßen auch die Brahmanen, deren Gesellschaft in zehn Ränge aufgliedert war.

Die Brahmanen (Zaubermenschen) hatten bereits vor ca. 3.000 Jahren eine eigene Schriftsprache entwickelt, nämlich das Sanskrit (Wissen). Sie bildete sozusagen das geistige Ferment, mit dessen Hilfe sich die brahmanische Kultur weiterentwickelte. So sind auch alle Werke der ältesten überlieferten indischen Literatur in Sanskrit verfaßt worden.

Das ursprüngliche druidische Wissen wurde noch mündlich überliefert. Im Laufe der Völkerwanderungen wurde dieses, sofern es weiterhin mündlich überliefert werden konnte, um neu hinzugekommene Erkenntnisse bereichert. Die Phänomene des Himmels in Verbindung mit den zu beobachtenden klimatischen und jahreszeitlichen Veränderungen und Abläufen bildeten hierbei die wesentliche Grundlage der Erkenntnis. Das Wissen der Brahmanen reichte vom Irdisch-Materiellen bis zum Mystisch-Religiösen und verband sich zu einer umfassenden Existenzerklärung.

Um nochmals auf den Professor für Persische Geschichte, Richard Frey, zurückzukommen. In einigen Passagen seines Buches versucht er aus dem Dilemma des indogermanischen Dogmas auszubrechen, legt sich im Verlauf dessen jedoch nur neue Fesseln an. „Es ist möglich, daß die Stellung der Druiden bei den Kelten und die der Brahmanen am oberen Ganges eine Parallele widerspiegelt, so wie es auch in der religiösen Terminologie linguistische Parallelen zwischen Indo-Iranern und Italo-Kelten gibt.“ Wobei er aber auch gleich hinzufügt, daß dies recht allgemeine oder unsichere Theorien seien. Überhaupt scheint er sich auf widersprüchlichem Terrain zu bewegen: einmal

sieht er die „Arier“ als Nachfahren der „ Indo-Germanen „, wie etwa die „Meden“ und auch die „Veden“, um dann an anderer Stelle zu schreiben, daß sie dies nicht wären.

Neben einigen – englischen – Linguisten, die zuallererst die „ Indo-Germanen „ heraufbeschworen, weil sie eine Verbindung zwischen dem sogenannten Germanischen und dem Sanskrit, der Sprache der Brahmanen, vermuteten. Das Sanskrit wurde lediglich innerhalb der am oberen Ganges ansässigen brahmanischen Sippen gesprochen. Sicherlich hat sich diese Sprache im Laufe der Zeit etwas verbreitet. Immerhin waren inzwischen rund dreitausend Jahre vergangen. Die Brahmanen unterlagen keinerlei Verfolgung, deshalb konnten sie ihre kulturellen Fähigkeiten ungestört entwickeln.

Über kulturelle und sprachliche Entwicklungen gibt es immer wieder sehr unterschiedliche Meinungen und Ansichten, die nicht zuletzt auch durch die beteiligten Medien beeinflußt werden. In die Interpretation der geschichtlichen Tatsachen und Erkenntnisse gehen immer wieder auch nationalistisch bestimmte Mutmaßungen ein, die bis heute dazu beigetragen haben, daß historische Sachverhalte falsch oder zumindest verfälscht wiedergegeben werden. So passiert es denn mitunter, daß geschichtliche Errungenschaften den eigenen Urahnen zugeschrieben werden, obwohl diese sie aus ganz anderen Quellen entnommen hatten. So geschehen auch im Hinblick auf die Leistungen der Kelten, die fälschlicherweise für Germanen bzw. Barbaren gehalten wurden. Ernstzunehmende Völkerkundler wie etwa Georges Dumezils gehen davon aus, daß das sogen. indogermanische Volk, das sich in alle Himmelsrichtungen verbreitet hatte, nicht nur eine gemeinschaftliche Sprachwurzel, sondern auch eine gemeinsame Ideologie haben mußte. In Untersuchungen kam Dumezils zu dem Ergebnis, daß die Völker keltischen Ursprungs in voriranischen Zeiten und überall dort, wo sie geortet worden waren, eine Ideologie der Dreiteilung der Gesellschaft besaßen, die mit einer Dreiteilung des Götterkosmos korrespondierte. Dumezils aber ließ es dabei nicht bewenden und klopfte die bekannten Schwachstellen nach Fehlern ab, worauf er zu der Schlußfolgerung kam, daß dieses System der Dreitei-

lung idealtypisch für alle sogenannten indogermanischen Völkergruppen sei und ansonsten nirgendwo anders vorkomme.

Innerhalb dieser Dreiteilung gab es eine Dualität, gewissermaßen ein Grundkonzept in der Ideologie der Indo-Germanen. Die drei Kategorien lassen sich gemäß dieser Entdeckung als kosmische wie auch als soziale Funktionen bezeichnen. Wobei die höchste Funktion die Souveränität darstellt, der ein juristischer und ein magischer Aspekt zugeordnet ist. Eine Dualität innerhalb der Trinität.

Die keltischen Druiden jedoch hatten mit kultischen und religiösen Traditionen wenig im Sinn, und dies trifft auch auf die Brahmanen zu.

Die Druiden bewiesen mit ihren Sonnen-Observatorien, was sie bewegt und wohin ihr Erkenntnisdrang zielt. Sie gingen auf eine sehr pragmatische Art und Weise mit ihrem Wissen um, und dies bereits vor siebentausend Jahren. Die ersten Stelzenwohnhäuser hatten sie bereits vor etwa zehntausend Jahren errichtet. Und im Verlauf der Geschichte, die von den keltischen Druiden bis zu den Brahmanen reichte, hatten sich die Prinzipien ihrer Einstellung gegenüber Natur und Kosmos nicht grundlegend geändert. Allerdings haben sie die Wertigkeit ihrer Erkenntnisinteressen in zehn Ränge aufgeteilt. Den obersten Rang nahm die Astronomie ein, es folgten Mathematik und Physik und Kenntnisse über juristische Zusammenhänge. Als niederster Rang galt das Kultisch-Religiöse, im heutigen Verständnis also Philosophie.

Keltischen Ursprungs ist das Wort „Mensch“ in Form der Silbe „Man“, woraus sich der Begriff „Ger-Man“ als speertragender Mensch entwickelte. Der Brahman hingegen wollte als „Zauber-Mensch“ verstanden wissen, und dieses Selbstverständnis galt auch bereits bei den Meden und Veden. „Brah“ steht für Zauber und „Man“ wie bei den Kelten für Mensch. Diese Bezeichnung rührt von der großen Wissensfülle des Brahmanen, die an Zauberei zu grenzen scheint. Wie Zauberei muß das brahmanische Wissen allen jenen Menschen vorgekommen sein, die nicht darüber verfügt haben. Es war also auch als ein Wissen anzusehen, das dem Brahmanen Macht über andere verliehen hat.

Als Atman wurde im Brahmanentum der Mensch bezeichnet. Die Kenner der urdeutschen Sprache wird es daher nicht verwundern, daß auch der Begriff „Humanität“ von den Kelten abstammte und von dort ins Altgriechische übernommen, d.h. über die gefangengenommenen Hellenen nach Rom gebracht, ein Teil des Latein: „human“ wurde.

Die Römer – Schlächter der Kelten-Gallier

Es erscheint als Ironie des Schicksals, daß durch die ungewollte Falschmeldung des Poseidonios, es existiere ein Volk namens Germanen die in einem Land namens Gennania lebten, eine Legende in die Welt gesetzt wurde, die ihm die Erkenntnis darüber vorenthalten sollte, daß es sich bei dem Stammvolk aller Europiden, nämlich der Kelten, um seine eigenen Vorfahren handelte, und namentlich auch jener der Hellenen.

Der gesunde Menschenverstand hätte es jedem halbwegs vernünftigen Politiker jener Zeit verbieten müssen, einen der zahlreichen Bruderstämme oder gar die Hauptstämme aller europäischen Vorfahren, also letztlich Verwandte ihrer eigenen Urväter anzugreifen, auszulündern, zu morden oder zu versklaven. Selbst ein derart machthungriger Despot wie Julius Caesar hätte sich seine Eroberungsabsichten wahrscheinlich erst zweimal durch den Kopf gehen lassen, hätte er eine Ahnung von der stammesgeschichtlichen Abstammung seiner eigenen Landsleute gehabt. Doch er kannte keine Skrupel und begann vernichtende Feldzüge gegen die Gallier und deren Brudervolk die Kelten zu führen, die sich vehement gegen die drohende Versklavung zur Wehr setzten. Ganze acht Jahre, nämlich von 59 bis 51 vor der Zeitrechnung brauchte Julius Caesar mit seinen Hundertausende zählenden Legionärstruppen, um die sich verbittert verteidigenden Ureinwohner zu schlagen. Für die zum massenhaften Töten bestens ausgebildeten Legionäre waren diese grausamen Feldzüge sicherlich kein Ruhmesblatt, das sie sich stolz an die Brust heften konnten. Waren erst einmal die wehrfähigen Männer dahingemordet, bemächtigte sich die Soldateska der Frauen und Mädchen und vergewaltigte diese, bevor sie in die Sklaverei entführt wurden. Als Leibeigene waren sie dann vollkommen der Willkür ihrer Peiniger unterworfen.

Wurden die römischen Legionäre in Historienfilmen als Helden in schicken und blankpolierten Uniformen dargestellt, die ausgezogen waren, um den Barbaren Mores zu lehren und deren Handeln durch Edelmut und Tapferkeit ausgezeichnet war, so dürfte die Wahrheit

eher im Gegenteil begründet sein. An einer Verklärung kriegerischer Grausamkeiten zu Edelmut kann nur denen gelegen sein, die an den Kriegen profitieren und die damit diejenigen zu betören suchen, die letztendlich ihr Leben für die Profiteure hingeben sollen.

Nachdem Julius Caesar mit Unterstützung seiner professionellen Killer die Mehrzahl der wehrfähigen Gallier und Kelten abgeschlachtet hatte, fiel die gesamte westeuropäische Region den Römern zu, von wo aus sie später dann auch noch auf die britischen Inseln vordrangen. Indem sie das westeuropäische Kernland erobert hatten, konnten sich die Römer Zug um Zug auch der angrenzenden Völker bemächtigen. Nachdem Caesar, der vor kaum einer Grausamkeit zurückgeschreckt war, selbst Opfer finsterner Machenschaften geworden war, ging die Führerschaft in andere Hände über, die ihre kriegerischen Ziele mit nicht weniger Grausamkeit verfolgten. Die Caesar nachfolgenden römischen Kaiser wollten ihrem Vorgänger nicht nur nacheifern, sondern diesen im Hinblick auf die Anhäufung von Reichtümern und der Unterwerfung von Völkern und Ländereien nach Möglichkeit noch übertreffen. Noch auf Caesars Initiative ging die Ausfertigung von Landkarten zurück, die die neu eroberten westeuropäischen Gebiete darstellten und die riesige Ausdehnung des *Empirium Romanum* sinnbildlich zum Ausdruck brachten. Darin inbegriffen Gallien und das Land der Kelten, der Erhabenen, das von nun an *Germania* geheißen wurde. Hier nun begann die Spaltung Europas.

Julius Caesar war der Falschmeldung eines selbsternannten, philosophierenden Geschichtenschreibers aufgesessen. Aber es mußte ihn nicht weiter kümmern, ob diese Informationen nun falsch oder richtig sind. Kraft seines Amtes bestimmte er, wie die Wirklichkeit zu interpretieren und öffentlich darzustellen ist, ein Sachverhalt, der heutzutage nicht viel anders geartet ist. Denn als Kaiser war er im Besitz aller Macht dieser Welt und konnte tun und lassen, was er wollte. Das römische Weltreich war eines der mächtigsten Reiche jener Zeit. Julius Caesar war schlicht und einfach die Macht und die Herrlichkeit in einer Person, und ihm standen alle Türen offen.

Welche Rolle spielte denn schon der Tod von einigen hunderttausenden dieser Barbaren, die sich törichterweise erdreistet hatten, sich

dem Heerführer der damals bedeutendsten Weltmacht in den Weg zu stellen? Sie alle hatten doch eine faire Chance, oder etwa nicht? Sie hätten ihn, Julius Caesar, ja auch höflich willkommen heißen können, vielleicht hätte er sich ihnen dann gnädig gezeigt.

Auf den neu gezeichneten Karten mit den eroberten Ländereien wurde das Gebiet, in dem sich die Gers aufhielten, als Germania eingezeichnet. Ihm war einfach nicht bewußt, um wieviel größer eigentlich das Gebiet jener Ureinwohner war, die er irrtümlich als Germanen identifizierte, die jedoch keltischen Ursprungs waren und die sich im Verlauf der Jahrtausende in ausgedehnten Wanderungsbewegungen über ganz Europa und weit darüber hinaus verbreitet hatten. Ihm fehlte ganz schlicht das Wissen um den Ursprung und die Entwicklung jener Völkerschaften, die Europa zu jener Zeit besiedelten. Wie sollte er auch darüber Bescheid wissen, da es damals an den für einen Gesamtüberblick notwendigen Informationen mangelte und Erkenntnisse über entwicklungsgeschichtliche Zusammenhänge wegen fehlender Grundlagen noch gar nicht gewonnen werden konnten.

Die Stämme und Völker keltischen Ursprungs bestellten ihr Land und züchteten Vieh. Mit Speer (Ger) und Schild verteidigten sie sich gegen wilde Tiere und räuberische Zeitgenossen. Organisatorische Großeinheiten, wie das Römische Reich, zu errichten waren sie nicht in der Lage. Ihr kämpferischer Wille resultierte also nicht aus dem Einsatz für einen staatlichen Machtapparat, sondern gehorchte den unmittelbaren Erfordernissen des Existenzkampfes. Deshalb waren diese „Krieger“ letzten Endes den gut ausgebildeten römischen Legionstruppen hoffnungslos unterlegen. Diese kämpften für die Ausweitung der staatlichen Macht, und wer dem damit verbundenen Unterwerfungsanspruch widerstehen wollte, bekam es mit der vollen Härte dieser Macht zu tun. Ein Pardon für den unterlegenen Gegner war hier nicht vorgesehen, hätte das doch möglicherweise Probleme mit der Aufrechterhaltung der Moral der eigenen Truppe mit sich gebracht. Nur ein unbedingter und von jeglichen Skrupeln befreiter Kampfwille ist in der Lage, sich gegen alle Hindernisse durchzusetzen.

Für Julius Caesar waren sie alle, die Cherusker, Angeln, Sachsen, Markomannen, Ambronon, Langobarden, Kimbern, Teutonen und wie sie alle geheißen haben, so oder so gleichermaßen Germanen. Wozu sich auch der Mühe des Unterscheidens unterziehen, wenn der Zweck die Eroberung war. An den völkischen Unterschieden konnten sich ja die späteren Geschichtsschreiber berauschen.

Den römischen Truppen waren selbst Krieger afrikanischen Ursprungs einverleibt worden, die sich an den gallischen und keltischen Opfern selbst noch auf kannibalische Weise schadlos hielten. Nicht genug, daß man die Kinder und jungen Frauen entführte, man begann die Opfer mitunter auch noch zu verzehren. Informationen über derartige Zwischenfälle drangen in Windeseile bis in die letzten Fürstentümer, doch auch denen gelang es nicht mehr, sich den römischen Truppen wirkungsvoll entgegenzustellen. Es fehlte an den erforderlichen Waffen und waffentauglichen Kämpfern. Und es waren der Römer einfach zu viele und zu gut ausgebildet.

Nach der ersten Eroberungswelle sorgten die Nachfolger des Caesar dafür, daß die einmal eroberte Machtfülle möglichst lange erhalten blieb. Die Römer wollten ihr expandierendes Weltreich zumindest bis zur Elbe und auch weiter nach Norden hin ausdehnen, aber sie trafen dort auf den erbitterten Widerstand einiger Völker, die es verstanden, den Angriffen der Eroberer standzuhalten. Einige der nördlichsten aus den keltischen Familienklans, wie etwa die Kimbern, Ambronon und Teutonen, die in den Gebieten des heutigen Holsteins und Dänemarks angesiedelt waren, hatten sich auf die Bedrohung eingestellt und sich rechtzeitig auf die Flucht vor den heranrückenden römischen Truppen begeben. Sie zogen entlang des nordöstlichen Elbufers in südliche Richtung, bis sie eines Tages halb Europa nach Süden hin durchwandert und dafür fast zwanzig Jahre gebraucht hatten. Als Transportmittel bedienten sie sich Ochsenkarren, da sie die Elbe stromaufwärts befahren wollten. Die in der damaligen Zeit mangelhafte technische Beschaffenheit der Ochsenkarren brachte allerlei Mühseligkeiten mit sich, zudem fehlten befahrbare Straßen oder Wege, wie wir sie heutzutage selbstverständlich gewohnt sind. Das Wagenrad erfordert, um abrollen zu können, eine einigermaßen ebene

Grundlage, und wo diese nicht gegeben war, mußten die natürlichen Hindernisse eben unter Aufwendung aller vorhandenen Kraft überwunden werden. Genausowenig dürften Brücken vorhanden gewesen sein, um die Wanderrichtung querende Flüsse und Bäche problem- und gefahrlos überwinden zu können. Die Elbe selbst war zu tief, um sie mit Ochsenkarren überwinden zu können. Um ans westliche Ufer zu gelangen, hätten große und tragfähige Holzflöße gebaut werden müssen, was wiederum viel Zeit in Anspruch genommen hätte, die während der Flucht vor den Römern nicht zur Verfügung stand. Die körperlichen und seelischen Qualen, die jene Menschen auf ihrem Gewaltmarsch mitsamt Kindern und Alten, Vieh und Habseligkeiten aller Art auszustehen hatten, kann man nur erahnen.

Dennoch gelangten die aus dem Norden kommenden Kimbern, Teutonen und Ambronon so weit südlich, daß der Elbstrom irgendwann für sie kein ernstzunehmendes Hindernis mehr darstellen mußte, zogen weiter nach Süden und überquerten schließlich auch die Donau, um anschließend parallel zur Save in nordwestlicher Richtung weiterzuziehen. Sie irrten gleichsam im Zickzackkurs kreuz und quer umher, mal in südlicher und dann wieder zurück in nördlicher Richtung, um sich dann letztendlich nach Westen zu wenden,* eben ganz wie es die Beschaffenheit der Landschaft zuließ. Allerdings schienen sie instinktiv geahnt zu haben, daß im Süden und Südwesten für sie Gefahr lauerte. Teile drangen schließlich bis in die Nähe von Heidelberg vor, andere erreichten sogar das Mittelmeer, da sie dem natürlichen Verlauf der Rhone folgten, die sie dann ziemlich rasch an die Gefilde des Mittelmeeres beförderte. Einige Reste der Kimbern landeten sogar bei Vercellae am Po.

Sie durchlitten eine Odyssee ganz eigener Art, mußten sie doch immer auf der Hut vor den römischen Legionären sein, die sich am erbeuteten Hab und Gut der Überfallenen bereicherten. Die gemeinen Soldaten waren häufig aus ihrer Stammheimat verschleppte Kolonisten. Begegneten sie auf ihren Wanderungen den Römern, so wußten sie, daß sie sich im römischen Einflußbereich befanden und sie damit rechnen mußten, aus diesem Grunde getötet oder versklavt zu werden. Die Nordlichter begannen deshalb selbst die Römer, sobald sie

ihrer ansichtig wurden, zu bekämpfen, sie in Hinterhalte zu locken, um sich einen strategischen Vorteil daraus zu verschaffen. Durch ihre Begegnungen mit der römischen Soldateska hatten sie sehr bald herausgefunden, daß dieser nicht zu vertrauen war, und daß die Alternative zum Kampf letztlich nur darin bestand, entweder getötet oder versklavt zu werden.

Sofern es die Lage zuließ, zogen die Flüchtenden immer wieder in Richtung Donau und Main, um dort sich und ihren Tieren Nahrung und Rast zu gönnen. Sie waren damit in einer Gegend zurückgekehrt, aus der ihre Vorfahren vor langer Zeit bereits einmal aufgebrochen waren. Aufgrund gewisser sprachlicher Ähnlichkeiten mit den Dialekten der dort Ansässigen dürften sie geahnt haben, daß es hier offensichtliche Verwandtschaften geben mußte.

Die blonden Kelten-Ableger aus dem Norden hatten sich auf ihrer Odyssee bereits derart viele bluttriefende Metzereien mit den Römern geliefert, daß sie den Ruf von Römertöttern erworben hatten. Sie hatten sich mit ihrer Tapferkeit Respekt bei Freund und Feind eingehandelt. Die Römer jedoch waren in ihrem Machtstreben nicht an Konkurrenten um die Vorherrschaft interessiert und bekämpften die keltischen Abkömmlinge deshalb bei allen sich bietenden Gelegenheiten. Ein friedliches Nebeneinander kam für sie nicht in Frage, die Völker mußten sich unterwerfen lassen. Es kam mitunter zu großen Schlachten, wie etwa jener bei Noreia im Gebiet des heutigen Frankreich. Auch wenn in den historischen Berichten darüber nur von zwei Kontrahenten, nämlich Römern und Germanen die Rede ist, so waren es doch unterschiedliche Gallier- und Keltenstämme, die sich den marodierenden Römern immer wieder entgegenstellten. In Noreia handelte es sich angeblich um 24.000 römische Legionäre, die in einer der größten Schlachten, die es während der neunjährigen Auseinandersetzungen gegeben hatte, starben, fast die doppelte Anzahl Opfer waren von der Gegenseite zu beklagen.

Die Legionäre wurden die Opfer der „Speermänner“, die ihre Gers sehr effizient einzusetzen wußten. Sie erwarben ihre Fertigkeiten in Friedenszeiten in der Jagd auf Keiler und Wildsäue, die sie mit ihren Speeren zu erlegen wußten. War ein römischer Legionär erst einmal

seines Schildes verlustig geworden, so war er weitgehend schutzlos den Speeren preisgegeben.

Die meisten der Auseinandersetzung zwischen den Römern und den gallisch-keltischen Stämmen wurden auf dem Gebiet des heutigen Frankreich zwischen 59 und 51 vor der Zeitrechnung ausgetragen. Doch bereits vierzig Jahre zuvor war es zu ersten Auseinandersetzungen gekommen, als die Römer erstmals bis in den Süden des Rhonegebietes vordrangen, um dort ihre ersten Stützpunkte zu errichten. Dieses Gebiet galt den Römern als die bis dahin einträglichste Kolonie.

Um die Kolonie an der Rhonelinie – komme was da wolle – zu erhalten, wurden drei starke Heere eingesetzt, jedes davon befehligt von den fähigsten römischen Consuln. Am West- und am Ostufer des Flusses verschanzte sich je ein Heer. Eines der drei Heere stand unter dem Befehl des kühnen und erfahrenen Consuls Aurelius Scaurus, das im Norden bei Vienne stationiert war. Alle drei Heere standen unter dem Oberbefehl eines Consul Maximus. Die Militärs waren zum äußersten entschlossen, hatten sie doch nichts mehr zu verlieren als ihr nacktes Leben. Und dieses wollten sie so teuer wie möglich verkaufen. Die Teutonen kannten die Kampftechnik der Römer inzwischen und hatten sich entsprechend darauf vorbereitet. In ihnen hatten sich außerdem ein beträchtlicher Zorn über die fortdauernden Legionsschlächtereien angesammelt.

Noch nie in der Geschichte der römischen Legionen wurde eine derart starke Truppe schneller und effektiver besiegt. Noch bevor das Tageslicht zur Neige ging, waren sämtliche Divisionen des unter dem Befehl des Aurelius Scaurus stehenden Nordheeres zerschlagen, die meisten der Legionäre getötet oder auf der Flucht. Der Befehlshaber selbst konnte sich gerade noch auf seinem Roß zu seinen weiter südlich stehenden Kampfgenossen hinwegretten. Auf seine Klagen aber antworteten sie nur mit Spott, schließlich standen sie miteinander in Konkurrenz um die meisten Siege und die damit verbundenen Vergünstigungen. Die beiden übriggebliebenen Consuln und Oberbefehlshaber der am unteren Rhoneufer stationierten Heere belauerten sich nun und warteten nur darauf, daß jeweils der andere von den

Nordlichtern geschlagen würde. Doch auch die Teutonen würden in weiteren Kämpfen nicht ungeschoren davonkommen. Diesen verbliebenen Rest würde dann der überlebende Consul endgültig niederzwingen, um dann als Triumphator in Rom einzuziehen.

Zwar waren die Teutonen über die Kriegstaktiken der Römer informiert, sie wußten jedoch nicht über deren Intrigantentum Bescheid, ihre Fähigkeit, hinterhältige Komplote zu schmieden und durchzuführen. Statt die ohnehin bereits halb besieigten Römer zum Abzug zu zwingen, verhielten sie sich ihren Feinden gegenüber wie Bittsteller: „Unser Sieg über Eure Truppen ist ein Gottesurteil, deshalb bitten wir Euch nun höflichst, uns von nun an in Ruhe zu lassen!“.

Die teutonischen Unterhändler aber wurden trotz oder gerade wegen ihres schlichten und barmherzigen Auftretens von den Römern derart mit Beschimpfungen eingedeckt, daß es die Gottesfürchtigen dann doch zum heiligen Schwur zusammenschweißte. Sie hatten wieder einmal etwas dazugelernt, wenn auch zu spät, und dadurch wahrscheinlich die Chance eines dauernden Friedens verspielt. Sie waren über das Verhalten der Römer zutiefst enttäuscht, denn für die an der Spitze der hierarchischen Pyramide stehenden Verantwortlichen war ein derartiges Gebaren mit Gotteslästerung gleichzusetzen. Nun aber sollten die Römer die Nordlichter erst einmal richtig kennenlernen. Von nun an würden sie sich auf keine Kompromisse mehr einlassen. Die Römer hatten nicht nur den guten Willen ihrer Gegner mißachtet, sondern auch deren Ehrgefühl verletzt. Es hatten sich jene als die eigentlichen Barbaren erwiesen, die ihre Gegner ihrerseits immer als solche abzutun versucht hatten.

Und so wurde beschlossen, die gefangenen Römer ihrerseits als Sklaven zu nehmen, sie mit Gottesmacht zu strafen und auf dem Altar zu opfern. Bevor aber die Teutonen losschlagen konnten, wurden sie von den Bösewichten im Morgengrauen überrascht. Die Römer versuchten sie im Schlaf zu vernichten. Der Unterconsul, der diesen Plan ausgeheckt hatte und der eine Rangstufe unter dem Consul Maximus stand, wollte damit den endgültigen Sieg über die seiner Meinung nach bereits empfindlich geschwächten Teutonen vollenden, damit er letztlich als ruhmreicher Sieger aus den Kämpfen hervorgehen konn-

te. Er war zu der Überzeugung gelangt, daß die Feinde am Ende ihrer Kräfte sein mußten, sonst wären sie nicht als Bittsteller gekommen. Er, der hochwürdige „Consul Caepio“, hätte sich da ganz anders verhalten, er hätte im Falle seiner Überlegenheit ohne Umschweife und mit Nachdruck Forderungen an seinen Gegner gestellt. Und mit dem selben Nachdruck würde er als siegreicher Rückkehrer den in Rom verbliebenen Herren seine Forderungen präsentieren. Er kam aus einer hochangesehenen Familie, und als solcher würde er gegenüber dem „Consul Maximus“ den Vortritt beanspruchen. Er würde es ihm schon noch zeigen. Auch wenn dieser angeblich hochintelligente Herr über beste Beziehungen zum Kaiser und dem Senat verfügte, sah er mit seinem überdimensionalen Schmerbauch doch aus, als hätte er ein ganzes Weinfäß unter seinem Wams versteckt. Und auch wenn der „Consul Maximus“ es auch noch so mit den Frauen trieb, so würden diese ihre Gunst nach seiner siegreichen Rückkehr sicherlich ihm, dem schönen „Consul Caepio“ zuwenden. Dann würde auch niemand mehr daran zweifeln können, daß er der bessere Feldherr war.

Hastig also schleicht der schöne „Consul Caepio“ mit seinem Heer aus dem Lager und geht frontal in Stellung zu seinen vermeintlichen Feinden. Aber wo waren diese abgeblieben? Wer hatte sie gewarnt, diese gottverdammten Barbaren? Die Teutonen allerdings bedurften gar keiner göttlichen Unterstützung. Sie hatten einfach die strategischen Tricks der Römer studiert, deshalb fiel es ihnen nicht weiter schwer, den nächsten Schritt der Römer vorauszuahnen. Sie wußten, daß sie ihren Feinden mißtrauen mußten, und es lag einfach auf der Hand, daß diese im Morgengrauen einen Überraschungsangriff starten würden. Sie waren also gut beraten, sich darauf vorzubereiten, und so waren sie bereits vorgewarnt, als sie die Aktivitäten der Römer entdeckten. Sie ließen die anschleichenden Römer in dem Irrglauben, sie würden noch schlafen, wodurch der ehrgeizige Consul jedoch bald in Schwierigkeiten geraten sollte.

Den Teutonen war ausreichend Zeit geblieben, um entsprechende Vorkehrungen zu ihrem Schutz zu treffen. Dennoch waren sie stets auf der Hut geblieben. Um dem Überraschungsangriff der Römer etwas entgegenzusetzen zu können, hatten sie selbst Vorkehrungen

getroffen, die die Römer überraschen sollten. Die Römer fühlten sich in ihrem Vorhaben derart sicher, daß sie leichtsinnig wurden und erhebliche Fehler begingen. Obwohl der Tag bereits zu dämmern begann, tappten die Römer geradezu blindlings in einige der Fallen. Sie schrien, als sie in die aufgesteckten Spieße stürzten und damit ihre Anwesenheit verrieten. Das dann folgende Geschehen sollte zu einer der blutigsten Schlachten zwischen Nord und Süd werden. Kaum einer der Römer überlebte den von ihnen selbst angezettelten Überfall.

Als sich der Consul Maximus endlich um die Mittagszeit dran machte, seinem in arge Bedrängnis geratenen Caepio zur Hilfe zu eilen, um das Schlimmste vielleicht doch noch zu verhindern, war es dafür aber bereits zu spät. Die Teutonen waren wohl darüber informiert, daß sich dort bei Arosio noch ein Drittel der römischen Streitmacht aufhielt, mit deren Eingreifen sie noch rechnen mußten. Diesmal jedoch wollten sie dem Feind keine Chance mehr lassen. Auch der Consul Maximus ging mitsamt seinen Mannen in die von den Teutonen vorbereiteten Fallen. Am Ende diesen Tages war das blutige Gemetzel zu seinem Abschluß gekommen. Die Teutonen, die siegreich aus diesen Ereignissen hervorgegangen sind, hatten ihrerseits einen gewaltigen Blutzoll zu entrichten. Die Sieger hatten ihren den Göttern geleisteten Schwur gehalten und erbeuteten nicht nur sämtliches Gold der Römer, sondern ertränkten gar deren Pferde. Anschließend stürmten die Sieger auch noch die Versorgungslager der Römer und töteten obendrein 40.000 Troßknechte und Marketender.

Nach Aufzeichnungen des Chronisten Orosius wurden bei dieser Schlacht 80.000 Römer und deren Bundesgenossen, die unter dem Befehl des Prokonsuls und des Consuls Maximus gestanden hatten, getötet. Insgesamt mehr als 120.000 römische Legionäre verloren innerhalb weniger Tage ihr Leben, was in etwa einem Drittel des römischen Gesamttheeres entsprach.

Entsprechend verheerend fielen die Reaktionen in Rom aus, die politische Führung reagierte mit Panik. Und wie immer nach ähnlich katastrophalen Ereignissen wurde sofort nach Sündenböcken in den

eigenen Reihen gefahndet. Und diese wurden natürlich in Gestalt jener Heerführer gefunden, die das Massaker überlebt hatten, die Führer der unterlegenen Legionen. Beiden, sowohl dem Prokonsul als auch dem Consul Maximus, wurde nach deren Rückkehr nach Rom der Prozeß gemacht. Sie verbrachten daraufhin den Rest ihres Lebens in den römischen Kerkern.

Die römische Führung wähnte sich bereits am Ende ihrer Macht. Sie versuchten sich vorzustellen, wie sie handeln würden, befänden sie sich in der Position der siegreichen Nordlichter. Sie nahmen an, daß die Teutonen und Kimbern nun ihrerseits bald vor den Toren Roms auftauchen würden, verhängten umgehend ein Reiseverbot für alle wehrfähigen Männer und verbarrikadierten sich innerhalb der Stadtgrenzen Roms. Allein der Feind dachte gar nicht daran, vor die Tore Roms zu ziehen. Alles was die Nordlichter wollten, war in Ruhe gelassen zu werden. Sie zogen fort vom Ort des Grauens, den die Römer bekanntlich als Pforte bezeichnet hatten. Die Sieger haßten die Römer allein aufgrund der Zwangslage, in die sie sie hineinmanöviert hatten. Ihrem Schwur hatten sie Genüge getan. Sie hofften deshalb, fortan in Frieden leben zu können, und wenn nicht hier, so wenigstens anderswo. Weit weg vom Einflußbereich der Römer, denn diese würden mit Sicherheit wiederkommen, um sich der erlittenen Niederlage wegen zu revanchieren.

Also trennten sich die Teutonen von den Kimbern und begannen in unterschiedliche Richtungen abzuwandern. Die Kimber zog es nach Spanien, und den Teutonen schwebte als Ziel ihrer Wanderung Nordgallien vor, wo sie fortan in Frieden zu leben hofften.

Die große Zahl der bei dieser Schlacht ums Leben gekommenen Römer mag manchem heutigen Zeitgenossen als unglaublich erscheinen, wenn man bedenkt, daß jeder der Getöteten im Zweikampf Mann gegen Mann niedergerungen werden mußte. Doch die Opferzahlen sind keineswegs aus der Luft gegriffen, sondern aus seriösen Geschichtsbüchern entnommen.

Die Zahl der damaligen Weltbevölkerung lag bei rund dreihundert Millionen Menschen. Die meisten davon lebten in Asien und Afrika.

Rom hatte vor rund zweitausend Jahren immerhin eine Bevölkerungszahl von sage und schreibe einer Million Menschen. Hinzu kamen noch rund 600.000 Legionäre, die allerdings nicht sämtlich in Rom stationiert waren, sondern größtenteils in den Kolonien ihren Dienst versahen. Kaiser Augustus soll es gewesen sein, der die Zahl der Legionäre auf etwa die Hälfte reduzierte, was aber gemessen an der Einwohnerzahl Roms immer noch eine beträchtliche Anzahl darstellte. Auf den ersten Blick sicherlich, doch die Unterhaltskosten für die Legionen mußten nicht die römischen Bürger aufbringen, sondern diese gingen zu Lasten der Kolonien. Daraus erwuchs ein direktes Interesse der Befehlshaber der Legionärstruppen an der fortgesetzten Ausbeutung der unterworfenen Völker, was denen sicherlich nicht besonders gut bekam.

Die von den Teutonen und Kimbern den römischen Truppen beigebrachte Niederlage änderte vorderhand nichts daran, daß Rom auch nach diesem Debakel immer noch eine respektable und schlagkräftige Macht darstellte. Über kurz oder lang würde Rom also erneut versuchen, die durch die Niederlage erlittenen Einbußen wett zu machen und erneut auf Raubzüge auszugehen. Das Interesse an einer Umkehr der Ereignisse war jedoch nicht nur durch ökonomische und Machtinteressen bedingt, sondern auch durch die Ehrverletzung, die die römischen Feldherrn hatten hinnehmen müssen. Revanche aus psychologischen Gründen wurde auch damals bei den Feldherrn und Befehlshabern groß geschrieben und taugte demnach auch als Grund, die kriegerischen Handlungen, diesmal möglicherweise unter für die damaligen Verlierer günstigeren Bedingungen, wiederaufzunehmen.

Und so schworen auch die nun nachfolgenden römischen Heerführer ihren Eid auf Jupiter und Mars, die von den nördlichen Barbaren in der Varusschlacht so schändlich getöteten 120.000 tapferen römischen Legionäre zu rächen.

Selbst wenn seit den damaligen Ereignissen mehr als eine Generation vergangen war und die mittlerweile in den Legiondienst getretenen Männer damals noch gar nicht geboren waren, würden die aus einer derartigen Einstellung resultierenden neuen kriegerischen Ereignisse also unweigerlich wieder zu einem gewaltigen Blutvergie-

ßen führen. Gab es für diese Männer denn tatsächlich keine andere Perspektive, als sich zu Menschenschlächtern ausbilden zu lassen, um dann in fremder Herren Länder zu ziehen und die dort anzutreffenden Menschen zu erschlagen, deren Haus und Hof zu verwüsten und die Kinder und Frauen als Sklaven nach Rom zu verschleppen?

Diesmal jedoch würden es die Teutonen und Kimbern den revan-chistisch gestimmten Römern leichter machen, als zuvor, denn sie hatten nicht damit gerechnet, daß das Revanchedenken derart tief bei den römischen Machthabern verankert war. Ihre Väter und Großväter hatten sie offensichtlich nicht eindringlich genug vor der römischen Gefahr gewarnt, und so gerieten die damaligen Ereignisse wohl schon recht bald in Vergessenheit, und damit einhergehend machte sich Arglosigkeit breit. Man hielt die Römer ja auch nur für Menschen, auch wenn sie einem kriegerisch geprägten Götterglauben anhingen. Auch bei den Römern hatte es einen Generationenwechsel gegeben, und warum sollte man also fortwährend auf der Hut sein vor etwas, das man mit keinerlei eigenen Erfahrungen verband und das möglicherweise nur in den Köpfen der Väter und Vorväter als Hirngespinnst existiert hatte? Die neue Generation hatte anderes zu tun, als immer nur auf der Hut zu sein und die eigene Wehrfähigkeit zu erhalten. Manöver und Kriegsspiele waren eine Sache, ein friedliches Leben eine andere.

Noch ahnten also die Nordlichter noch nicht, daß sie bald Opfer ihrer eigenen Sorg- und Disziplinlosigkeit werden sollten. Sie zogen auch weiterhin ruhelos durch die verschiedenen Regionen Südwesteuropas. Einige ließen sich in Gebieten nieder, durch die sie kamen, ob es sich hierbei um die Pyrenäen handelte oder die Ufer des Mittelmeeres. Diejenigen jedoch, die mit keiner der bislang aufgesuchten Gegenden als zukünftigem Siedlungsgebiet zufrieden waren, zogen unermüdlich weiter, bis sie schließlich im Gebiet der heutigen Normandie angekommen waren. Aber auch hier gab es Probleme, denn es waren insbesondere die Frauen und Halbwüchsigen, denen das dortige Klima, insbesondere während des Winters, nicht behagte, weshalb sie sich an die wärmeren südlichen Zonen erinnerten, die sie bereits einmal durchwandert hatten. Deshalb machte sich ein Großteil

dieser Menschen eines kalten Wintertags, getrieben von Schnee und kalten Westwinden, wieder auf den Weg, um erneut gen Süden zu ziehen.

Aber auch die Römer waren nur Menschen, deshalb mochte ihnen auch über den Generationenwechsel hinweg die gegen die Nordlichter erlittene Schlappe nicht aus dem Sinn gehen, die ihren Vätern vor noch nicht allzu langer Zeit an der „Pforte“ von den Nordlichtern zugefügt worden war. Ihre Väter hatten ihnen davon erzählt, die Chronisten hatten die Ereignisse aufgeschrieben. Wenn auch die Mehrzahl der einfachen Legionäre weder lesen noch schreiben konnte, die Offiziere waren dessen mächtig. Und die Offiziere schließlich sind es, die dem gemeinen Soldaten Befehle erteilen und ihm dadurch vorschrieben, was er zu tun und zu lassen hatten. Außerdem hatten auch die Offiziere und alle die anderen Ränge dem Primat der Politik zu gehorchen, denn diese bestimmte über das Militär. Die Kaiser, Senatoren, Consuln und Centurien – sie alle waren schließlich auch nur Menschen, und als solche schworen sie ihren Göttern, die Nordlichter zu vernichten, denn die Welt gehörte ihnen. Ihr Wille zur Weltherrschaft war immer noch ungebrochen. Im Gegenteil, je stärker sich die unterdrückten Völker gegen die römische Herrschaft auflehnten, desto energischer wurde der römische Behauptungswille zum Ausdruck gebracht. Sie wollten ihr Weltreich nicht nur erhalten, sondern auch erweitern. Deshalb rekrutierten sie in Vorderasien und Nordafrika neues Menschenmaterial und schmiedeten daraus neue und schlagkräftige Truppen.

Die römischen Offiziere veränderten ihre Kampfaktiken mit dem Ziel den Feind in ihre eigenen Fall zu locken und ihm ihre eigene Taktik aufzuzwingen. Eine ihrer Taktiken bestand darin, den Feind auf Berghänge hinaufzulocken, um den ermüdenden Krieger dann von oben her in Kampfhandlungen zu verwickeln. Versuchten die in Bedrängnis geratenen Kämpfer dann, sich den Berg hinunter zurückzuziehen, so wurden sie in der Talsenke von bisher versteckt gehaltenen feindlichen Truppen in die Zange genommen. Am Ende derartiger Kampfhandlungen, die sich angeblich tage- und sogar wochenlang hinzogen, waren rund 100.000 Nordlichter getötet. Vel-

leius berichtete gar von 150.000 toten Ambronon und Teutonen. Tuetobod, der „König der Teutonen“, der der Überlieferung nach wie ein Hochleistungssportler über sechs Pferde hinwegsetzen konnte, wurden schließlich gefangengenommen, in Ketten gelegt und im Triumphzug durch Rom geführt. Während dieses Triumphzuges stießen einige der glorreichen Römer mit spitzen Gegenständen auf den nackten Körper des Teutonenkönigs ein. Am Ende des Umzuges stand ein bereits errichteter Scheiterhaufen, auf dem Teutobod dann bei lebendigem Leibe verbrannt wurde. Seine Asche streuten sie unter am Boden liegende tierische Fäkalien.

Mit dem Tod des Teutonenkönigs aber war das Gemetzel der Römer an den Nordlichtern noch nicht zu seinem Abschluß gekommen. Denn solange die Römer glaubten, ihre Eroberungskreuzzüge würden von ihren Kriegsgöttern eingefordert werden, sahen sie sich in ihrem Vorhaben bestärkt, möglichst den gesamten Globus beherrschen zu wollen. Aber auch wenn so mancher Kaiser, der seinen Ruhm mit dem gewaltsamen Tode hunderttausender von Menschen begründet hatte, davon träumte, es würde nun irgendwann Frieden einkehren können, so war auch dies eben nur ein Traum gewesen. Denn die nachrückenden Generationen, jene von hohem Geblüt und aus besserem Hause, würden, wollten sie ebenfalls zu Ruhm und Ehren gelangen, mit ebendiesen Schlächtereien fortfahren müssen.

Aber auch die sich selbst glorifizierenden Römer hatten, nicht anders als ihre Gegner, einmal klein anfangen müssen. Gemessen an den Errungenschaften, die die Kelten hervorgebracht hatten, die bereits vor siebentausend Jahren Sonnenobservatorien errichtet hatten, entwickelte sich die römische Kultur erst relativ spät. Alles in allem mehr als viertausend Jahre später oder, von heute zurückdatiert, vor etwa zweitausendachthundert Jahren. Der Unterschied zwischen den sich nun Römer nennenden Etruskern und den Kelten bestand darin, daß erstere schleunigst einen Staat gegründet hatten, das Alphabet der einheimischen Latiner übernommen und dann mit ihren Eroberungsfeldzügen begonnen hatten. Die Kelten lebten hingegen in locker untereinander verbundenen Clans und benötigten dafür keinerlei staatliche Ordnung.

Man kann sich Gedanken darüber machen, weshalb sich die einen friedlich der Entwicklung ihrer ökonomischen Möglichkeiten widmen und ihre Nachbarn nicht weiter behelligten, während die anderen sich aufmachten, andere Völker zu unterjochen und zu vernichten und sich deren Reichtümer anzueignen. Astrologische Deutungen rekurrieren auf bestimmte Sternkonstellationen, die zu jener Zeit vorherrschten und denen die Römer unterworfen waren, die zu einer Betonung des marsischen, d.h. kriegerischen Elements geführt hatten. Andere wiederum meinen, das kriegerische Verhalten der Römer liege in den genetischen Anlagen dieser speziellen Spezies von Menschen begründet. Alles nur Spekulationen? Bestimmt mehr als nur Spekulationen, wenngleich nicht wissenschaftlich einwandfrei begründet, so doch weitaus mehr, als nur Glaube (siehe Kelten-Horoskop: basierend auf Beobachtungen und Experimenten sensibler und hochintelligenter Menschen)!

Wir alle sind das Produkt desselben Universums mit all seinen Galaxien, den entsprechend vielen mehr an Solarsystemen, deren Planeten etc., die alle im Reigen sich drehend ihre Botschaft via Radiowellen (300.000 km/s) kommunizieren, die ebenso deren Lebewesen – meistens unbemerkt – erreichen und dirigieren.

Das militärisch-strategische Talent (vertreten einmal durch Mars, z.a. des Spitzens Ahorn) ist ein Faktum. Ein Talent allerdings wie all die anderen, die zusammen im ideellen Verhalten die funktionierende Gesellschaft ergeben sollten, wie es das Universum selbst ist.

Gegen Mißbrauch wurde den Menschen als Korrektor der Intellekt und das Gewissen darübergestellt.

Eine Erklärung, die auch heute noch zutrifft, wie die immer wieder zahlreich aufflammenden Kriege unter Staaten beweisen. Nicht zuletzt auch die Hellenen hatten den staatlich geleiteten Eroberungswillen der Römer zu spüren bekommen, weshalb sie die Römer als blutrünstige Aries zu verfluchen begannen.

Der Niedergang des Römischen Reiches ist durch astrologische Spekulationen nicht plausibel zu begründen. Die Crux liegt nachweislich in einem kaiserlichen Coup.

‘Flavius Valerius Constantinus (der Große)’ beim Namen war es, der anno 325 den ‘Gott der Christen’, jene aufgesetzte Religion (Paulus), zur römischen Staatsreligion erklärt. Nicht etwa deswegen, weil er etwa der Menschheit etwas Gutes verpassen wollte’ sondern weil er dadurch – und im speziellen – die Ohrenbeichte als das excellentes Mittel zur Machterhaltung des Römischen Imperiums gesehen hatte. Bis in den allerletzten Winkel seines Imperiums sollten seine Spione (Priester – lasset die Kirche im Dorf) genau erfahren, was und wie das Volk dachte und dadurch das Reich kontrollieren helfen. Letztendlich die ganze Welt regieren: ‘Gehet hinaus in alle Welt und lehret alle Völker’.

Das Römische Reich hat allen Unkenrufen zum Trotz keinen Niedergang – im Sinne des Machtzerfalls – erlitten, denn es hat ja hinzu gewonnen (900.000.000) belogene Menschen als römisch-katholische Religionsmitglieder, mehr als das Römische Imperium damals hatte.

‘Die Menschheit vom Kreuze befreit...’. Nur um sie lebend auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen. Vom Mars zum Fischezeitalter? Rom stand immer noch im Zeichen des galaktischen Mars und ist plangemäß anno 700 ins sogen. Fischezeitalter übergewechselt. Der Clou: Kaiser Constantinus selbst hatte in jenem Zeichen (Fische) Geburtstag.

Noch aber fühlten sich die Herrschenden im Recht. Und wo immer ihre Legionen marschierten, regierte Rom unerbittlich. Julius Caesar zumindest war davon überzeugt, daß das römische System Bestand haben würde, wie er auch von sich überzeugt war. Was immer er sich auch vornahm, sollte zu seinem Vorteil geschehen. Die Rolle eines Consuls galt ihm nur als Zwischenstation auf dem Weg zur alleinigen und uneingeschränkten Macht, die Rom zu bieten hatte. All sein Machtstreben galt allein dem Ziel, Beherrscher Roms zu werden. Gallien mußte unterworfen werden, koste es was es wolle. Die Kosten für deren Unterwerfung würde er aus den geschlagenen Feinden herauspressen lassen. Er und seine Vorfahren waren verantwortlich für das weitere Schicksal der keltischen Gallier.

Wenngleich Julius Caesar für einige Jahre der mächtigste Mann in der ihm damals bekannten Welt war, und aufgrund seiner Anordnungen mehr als eine Million Menschen ihr Leben durch kriegerische

Aktionen der Römer verloren, so war er dennoch nicht unsterblich, wie er es sich oft gewünscht hatte. Am 15. März des Jahres 44 vor der Zeitrechnung ereilte dann auch ihn das Schicksal eines jeden Sterblichen, allerdings auf eine unfriedliche Art und Weise. Er wurde das Opfer einer Verschwörung des Römischen Senats gegen ihn, darunter M. Junius Brutus und C. Cassius. Immerhin waren sechzig Mannen im Saal des Pompeiustheaters anwesend, als er erdolcht wurde. Er war 56 Jahre alt geworden und hatte damit eine Lebensspanne erreicht, die damals nicht einmal jedem Normalsterblichen zuteil wurde. Die durchschnittliche Lebenserwartung lag bei etwa zwanzig Jahren. Die Luft in den oberen Rängen des römischen Adels war anscheinend recht dünn, der Geruch des Todes schien förmlich in deren Mauern zu wohnen. Seit der Ermordung des Etruskerkönigs schien es auf der Tagesordnung zu stehen, sich zum höchsten Amt des Staates hinaufzumorden. Und so mußte wohl auch Caesar mit seiner Ermordung gerechnet haben. Was Wunder also, daß es ihn kaum in Rom hielt und er andauernd in der Weltgeschichte herumzog. Mal reiste er nach Gallien, dann wieder nach Afrika. Er fuhr überall hin, wo es Menschen zu morden galt, natürlich ganz legal nach römischem Recht, oder diese zumindest in die nutzbringende Sklaverei zu überführen.

Das Rad der Geschichte drehte sich aber auch ohne Julius Caesar weiter, denn machthungrige Nachfolger gab es offensichtlich in Hülle und Fülle. Anno 43 standen die britischen Inseln auf dem Eroberungsplan der Römer. Auch die Insulaner wehrten sich nicht minder heftig als die anderen Überfallenen zuvor, aber die Römer obsiegten auch diesmal wieder. Einige der englischen Krieger flohen in den Norden der Insel, in das Gebiet des heutigen Schottland und attackierten von dort aus die Römer gelegentlich. Was die Römer wiederum veranlaßte, eine aus Steinen aufgeschichtete Grenze quer über die Insel errichten zu lassen, ähnlich dem Limes in Germanien.

Die ersten großen Trennmauern Europas

Titus Flavius Domitianus, Römischer Kaiser von anno 81 bis 96 hatte, wie auch schon andere vor ihm, die zündende Idee, eine Mauer als Schutzwall errichten zu lassen. Querfeldein sollte sie verlaufen durch Auen, Wälder, Täler und über Berge hinweg. Eine Grenzbefestigung, wie sie sich nur machtbewußte und mit entsprechenden Mitteln zu ihrem Bau ausgestattete Herrscher ausmalen können. Bauwerke von derartigen Ausmaßen zu errichten erforderte schon zu damaligen Zeiten enorme Ressourcen am Mensch und Material, doch was kümmerten die Herrscher die Qualen der Geschundenen und Millionen von Toten, die sie billigend in Kauf nahmen, um ihren jeweiligen Herrschaftsbereich zu erhalten. Der amtierende römische Kaiser fühlte sich von den Attacken der Bewohner der britischen Inseln und den jenseits der Elbe ansässigen Kelten bedroht. Ursprünglich wollten Titus Flavius Domitianus sowie einige seiner Vorgänger die natürliche Barriere des Elbflusses als die östliche Grenze des Römischen Reiches festlegen, doch sie wurden von den hier ansässigen Einheimischen daran gehindert.

Daraufhin fühlten sich die Römer gezwungen, einen Schutzwall quer durch das Mittelgebirge vom Donaufluß bei Hienheim im Süden bis Rheinbrohl bei Neuwied im Norden zu errichten und nannten ihn „Limes“. Der Wall sollte eine Ausdehnung von 548 Kilometern erhalten und aus einem Pfahlgraben, einem teilweise aus Steinfindlingen gemauerten, teils aus Holzstämmen gezimmerten Palisadenzaun mit eintausend in Sichtweite voneinander errichteten Wachtürmen sowie den dazugehörigen Mannschaftsgebäuden einschließlich der Pferdeställe, insgesamt einhundert an der Zahl, bestehen.

Beim Bau dieser Anlagen waren zwar nicht so viele Menschen verschlissen worden, wie beim Bau der Großen Chinesischen Mauer, dennoch forderte der Bau des Walles zahlreiche Opfer unter der daran arbeitenden Bevölkerung. Am Limes wurde insgesamt sechsundsechzig Jahre lang gebaut. Zieht man die damalige Lebenserwartung der Menschen von zwanzig Jahren in Betracht, so waren mehr als drei Generationen mit dem Bau des Limes beschäftigt. Aber nicht

nur Generationen von Menschen wurden zum Bau des Limes gezwungen, es wechselten sich drei Kaiser-Generationen ab, bis das Bauwerk endlich vollendet war. Befohlen wurden der Bau anno 84 von Kaiser Titus Flavius Domitianus, ihm folgten die Kaiser Trajan und Hadrian, und erst anno 150 wurde das Bauwerk unter der Herrschaft von Antonius Pius vollendet.

Angeblich wurde der Limes überwiegend nicht von römischen Legionären, sondern von ausgesuchten und den Römern loyal verbundenen Hilfstruppen bewacht, die in den jeweiligen Regionen rekrutiert wurden. Die befehligen Offiziere und die Verwaltung bestanden jedoch aus römischen Staatsbürgern. Die den Limes entlang errichteten Kastelle waren in Größe und Ausstattung entsprechend der Gliederung der Legionen ausgerichtet, die im Regelfall jeweils 5.500 Mann umfaßten. Das größte aller Limes-Kastelle war für eine Besatzung von 1.000 Mann eingerichtet und wies eine Grundfläche von etwa fünfeinhalb Hektar auf. Die kleineren, rund 500 Mann beherbergenden Kasernen kamen mit einer Fläche von dreieinhalb Hektar aus. Entsprechend groß waren auch die Kastelle der „Cohortes milliariae“, die 1000 Mann umfaßten. Die davon abgeleiteten regulären Cohorten mußten sich mit zweieinhalb Hektar begnügen. Die kleinsten der Kasernen waren die „Numeruskastelle“, die einen Hektar Grundfläche umfaßten. Sie gingen aus den Marschlagern der römischen Truppen hervor.

Aus diesen knappen Aufzeichnungen ist ersichtlich, wie die Anlagen aufgebaut waren. Die gesamte für die damalige Zeit recht aufwendige Verteidigungsanlage war von Hand errichtet worden, denn Maschinen im heutigen Sinne kannte man damals ja nicht. Die Menge der zur Verfügung stehenden Hilfskräfte ermöglichte jedoch auch die Bewältigung einer solch großen baulichen Aufgabe. Dieser gigantische Grenzwall war, gemessen an seiner relativ langen Bauzeit, nur kurz in Betrieb, nämlich nicht länger als hundert Jahre. Er wurde von der nordöstlichen Seite her immer wieder angegriffen – mal hier, mal dort – und von den Angreifern eingerissen. Anno 260 schließlich verließen die Römer den Limes, der Verteidigungsaufwand war ihnen wohl zu groß geworden. Nach und nach wurde der Limes in der

Folgezeit immer mehr abgerissen oder fiel den natürlichen Verwitterungsprozessen anheim.

Nach der endgültigen Aufgabe des Limes zogen sich die Römer vollends hinter Rhein und Donau zurück, die natürliche Grenzen bildeten. Mit der Zeit wurden sie aber auch von dort bis südlich der Alpen zurückgedrängt. Hermann der Cherusker, auch als Minus bekannt, hatte daran einen entscheidenden Anteil.

Anno 325 mochten die Alten ihren Enkeln von den mörderischen Greueln erzählt haben, die unter der römischen Herrschaft verübt worden sind. Sie hofften, daß dieses Kapitel der Geschichte nun endgültig beendet wäre, doch sie hatten sich getäuscht. Die Römer kamen wieder, und diesmal unter christlichen Bannern. Sie wollten die Barbaren vom Heidentum zum römisch-christlichen Glauben bekehren.

Kelten – Gallier – Celtic – Gälisch

So unterschiedlich diese Begriffe sind, so weisen sie doch auf einen gemeinsamen sprachlichen Ursprung hin. Sie sind ein und derselben Kulturgruppe zugehörig, in der Dialekte gepflegt wurden, die bereits seit einer Million Jahren im Bereich der Heidelberger Kulturen, dem Ursprungsgebiet der Deutschen, gesprochen worden sind. Damals, als Mitteleuropa noch einem subtropischen Urwald ähnelte, wurden hier die ersten Werkzeuge und deren sprachliche Bezeichnungen geformt. Durch die vor etwa 900.000 Jahren einsetzende Eiszeit wurden diese Kulturen nach Süden hin abgedrängt.

Die damaligen Menschen waren gezwungen, sich den klimatischen Wechseln von Warm- und Kaltzeit, die auch Veränderungen der Fauna und Flora mit sich brachten, anzupassen. Wie bereits erwähnt, gedeihen die Rentierflechten (*Cladonia rangiferina*) gern in einem sauberen und kühlen Klima. Die großen Eiweißträger wiederum liebten diese Flechten über alles, sie bildeten deren Lebensgrundlage. Die Hominiden wiederum betrachteten die Rentiere als ihr Hauptnahrungsmittel. Und so kam es, daß diese Menschen ein Nomadenleben führten, immer den Spuren der großen Rentierherden folgend. In den Warm- und Sommerzeiten wanderten sie nach Norden, und wenn Schnee und Eis die Nahrungspflanzen der Rentiere zudeckten, folgten sie diesen wiederum in südliche Gefilde. Im Verlauf der 900.000 Jahre wiederholten sich die Wechsel von Kalt- und Warmzeiten insgesamt mindestens zehnmal, und immer war dies für die damaligen Menschen ein erneuter Anlaß sich in klimatisch erträglichere Regionen zu begeben. Nach dem Ende der letzten Kaltzeitperiode vor etwa 20.000 Jahren zog es die Rentiere dann langsam aber stetig wieder in den Norden, und ihnen dicht auf den Fersen die mittlerweile zum *Homo sapiens sapiens* entwickelten Hominiden. Einige Gruppen zogen stetig mit den Rentieren bis weit in den Norden und Nordosten. Immerzu bemüht, sich die allernotwendigsten Lebensmittel zu verschaffen, beschränkte sich ihr Handlungsspektrum auf die durch die Jagd vorgegebenen Notwendigkeiten. Deshalb bestand für diese

Menschen keine Notwendigkeit, neue Werkzeuge und Tätigkeiten mitsamt den dazugehörigen Begriffen zu entwickeln.

Ganz anderen Lebensumständen und -anforderungen waren dagegen die Gruppen der Zurückgebliebenen ausgesetzt, die sich wie etwa die Kelten am Nordostufer des Bodensees niedergelassen hatten. Sie hatten entdeckt, daß der natürliche Fischreichtum des Sees groß genug war, um dauerhaft als Ernährungsgrundlage dienen zu können. Weiters begannen sie Äcker anzulegen und Pflanzen zu kultivieren. „Der Mensch, der nicht allein vom Fisch leben wollte, begann systematisch den Acker zu bestellen, und schon war eine neue Berufsbezeichnung geboren: die „Arier“. Von „Arier“ wurde letztlich auch die Bezeichnung „Acker“ im deutschen und „acer“ im Englischen bis auf den heutigen Tag übertragen.“

Wer sich in den gemäßigten Breiten Mitteleuropas niederlassen wollte, mußte – anders als etwa in subtropischen Gegenden, wo das Klima einen natürlichen Reichtum an Früchten aller Art quasi naturwüchsig hervorbrachte – sich etwas einfallen lassen, um zu einer geregelten Nutzung von Pflanzen zu gelangen. Jagdwaffen wie Angeln, Speere sowie Pfeil und Bogen waren schon seit sehr langer Zeit in Gebrauch, denn die Jagd spielte in der menschlichen Evolution eine entscheidende Rolle. Der Übergang zum Ackerbau jedoch erforderte andersgeartete Werkzeuge. Diese mußten erfunden, erprobt und weiterentwickelt werden, damit sie sich den jeweiligen Einsatzzwecken als angemessen erweisen konnten. Die sesshafte Lebensweise, ökonomisch begründet durch Ackerbau und Viehzucht, erforderte also eine auch begriffliche Auseinandersetzung mit den Gegenständen des täglichen Gebrauchs, wodurch sich dann auch das Sprachvermögen dieser Menschen weiterentwickelte. Es entwickelten sich neue Formen der Arbeitsteilung und der Arbeitsorganisation. Und die dadurch gewonnenen praktischen Fähigkeiten mündeten dann auch in ein sich ausdifferenzierendes Artikulations- und Begriffsvermögen, welches schließlich auch vor einer Erkenntnis von Naturgesetzen nicht halt machte. Es entstand die Axt, die nicht nur für kriegerische Zwecke genutzt werden konnte, sondern auch zum Bearbeiten von Bäumen dienlich war. Dadurch wurde wiederum die Herstellung von

stabilen Häusern ermöglicht, die sowohl den Menschen als auch ihren Tieren verbesserten Schutz boten. Aus Wildtieren wurden so Haustiere.

Bevor die Menschen zu der sie umgebenden Natur und ihren bisher eher als rätselhaft empfundenen Erscheinungen ein rationales, d.h. durch praktische Erfahrungen und deren begriffliche Umsetzung geprägtes Verhältnis entwickeln konnten, vergingen Jahrtausende. Die Weiterentwicklung von Werkzeugen ging letztendlich nur in kleinsten Schritten voran. Es konnte deshalb Generationen dauern, bis einfache Verbesserungen erprobt und praktisch realisiert worden sind. Die Menschen damals kannten ja überhaupt kein zielgerichtetes theoretisches Denken im heutigen Sinne. Ihr Handeln galt stets der Bewältigung der mit dem Alltag einhergehenden Aufgaben. Erwies sich eine kleine Verbesserung als sinnvoll, wurde sie übernommen.

Eine oder mehrere solcher keltischen Gruppen landeten dann auch vor etwa fünf- bis sechstausend Jahren auf dem „engen Land“, dem heutigen England, das damals nur durch einen schmalen und seichten Kanal vom europäischen Festland getrennt war. Sprachliche Verwandtschaften sind auch dadurch zu erklären.

Die Kelten mußten bereits vor Beginn ihrer Wanderungsbewegungen einen Teil ihres Alphabets entwickelt haben, denn es gibt auch sprachliche Übereinstimmungen mit den Hellenen. Also mußten die nach Süden ziehenden Hellenen einen Teil ihrer Sprache von den Kelten entlehnt haben, den anderen von den Phöniziern.

Der Name Irland stammt von Eriu und entspricht Erinn, dem Genetiv von „mie“. „Erinn“ ist aus dem Gälischen kommend von „Eirinn“ abgeleitet. Das Gälisch stammt von den „Goidelen“, einem keltischen Stamm, der seit vielen hundert Jahren schon auf dem „engen Land“ gesiedelt hatte, der dann zu den „Gälen“ wurde, von denen das Gälisch abstammt.

England, jener südöstliche Teil der britischen Inseln, der dem Festland Europas am nächsten ist und von wo aus die Besiedlung der Inseln begann, wurde nun ebenfalls von den Römern bedroht. Zwar war Julius Caesar schon lange tot, doch auch seine Nachfolger setzten die römischen Eroberungsfeldzüge fort. Zuvor hatten sie Gallien und

Teile des sogenannten „Germania“, eine der mittlerweile einträglichsten „Colonien“, ihrem Herrschaftsbereich einverleibt. Ihr Expansionsinteresse begann sich also auch auf dieses nördlich gelegene Land zu richten. Man wollte einfach wissen, wie groß die Welt war und zumindest versuchen, die noch unbekannt Gebiete in den eigenen Nutzungsbereich einzubeziehen. Ob das auf den ersten Blick eher kahle Land überhaupt genügend Nutzbares abwerfen würde, mußte erst erkundet werden. Die Römer gingen davon aus, daß nichts sie von der Eroberung der Welt abhalten könne. Doch wie groß war diese Welt? Wo war ihr Ende? Vielleicht kam man ja auf diesem Wege der Antwort auf diese Frage näher. Wenn möglicherweise schon keine materiellen Güter daraus zu entnehmen waren, dann gab es dort vielleicht brauchbare Sklaven. Denn der römische Bedarf nach Sklavenarbeit war unstillbar, da die meisten ohnehin nach einiger Zeit zugrunde gerichtet waren und manche sich lieber das Leben nahmen, als ein elendes Sklavendasein erdulden zu müssen. Die Römer selbst verrichteten keine Arbeit.

Mit den „Celten“ auf dem „engen Land“ verfahren die römischen Invasoren auf die gleiche Art und Weise, wie sie es mit den Festlandbewohnern getan hatten. Sie bemächtigten zuerst ihrer führenden Köpfe, welche auch hier die Druiden waren, und zwangen dann dem führungslosen Volk ihren Willen auf. Einige der Druiden konnten sich in Sicherheit bringen, nachdem sie erfahren hatten, was die Römer mit ihnen anstellen würden, sollten sie ihrer habhaft werden. Einige gingen in den Norden der Insel, welches später von den Römern mittels eines Steinwalls ähnlich dem Limes abgetrennt wurde. Andere wiederum setzten über das Meer nach Irland über sowie auf die heutige Isle of Man und blieben dadurch vor den Folgen der römischen Invasion verschont.

Auch auf der englischen Insel waren es die Druiden, die die geistig-philosophischen Grundlagen der Gesellschaft formten. Mit weitreichenden Kenntnissen und Erkenntnissen ausgestattet, waren sie eine Gefahr für die Besatzer, die keine gleichberechtigten Partner duldeten, sondern Unterwerfung forderten. Das Wissen der Druiden ging schließlich im Verlauf der Christianisierung verloren.

Die Druiden stellten Fragen nach den grundlegenden Bedingungen des Lebens, nach dem Woher und Wohin, nach den Zusammenhängen zwischen Mensch, Tier und Pflanze. Sie hatten erkannt, daß die Menschen nicht nur einen Körper hatten, sondern auch einen Geist und erforschten deren wechselseitigen Bedingtheiten. Es handelte sich dabei um die Ursprünge einer Philosophie, wie sie auch die Brahmanen entwickelt hatten. Für die römisch-katholische Kirche war dieses Wissen Grund genug, in den Druiden Konkurrenten zu erkennen, die es mit allen Mitteln zu bekämpfen galt. Sie wurden deshalb als gottlos verschrien, wurden verdammt, gefoltert und verbrannt.

Die Erkenntnisse der Druiden fanden ihren Niederschlag in graphischen Ornamenten, die für die Kelten von Bedeutung waren, nämlich „Knotenmuster wie auch Spiralen und zoomorphische Ornamente.“

Diesen schier endlos verknüpften und verflochtenen Mustern lag möglicherweise die Erkenntnis einer unendlichen Existenzweise zugrunde, die über den bloßen zeitlichen begrenzten Abschnitt des menschlichen Lebens hinausreicht. Sie begriffen ihre Seele als Teil eines umfassenden Ganzen, zu dem sie eines Tages wieder zurückkehren würden. Durch wiederholtes Geborenwerden bekommt die Seele durch ein korrektes Erdenleben Gelegenheit, sich zu läutern, bis sie schließlich würdig genug ist, in das ewige Universum einzutreten. Die ineinander verflochtenen Muster mit ihren endlosen Linien symbolisieren den fortdauernden menschlichen Geist, dessen Wachstum und Progression. Sie dienten aber möglicherweise auch der meditativen Versenkung. Im Verbund damit aber zeigen die zoomorphischen und anthropomorphischen Ornamente ineinander verflochtene Pflanzen, Tier und Menschen, die die Zusammengehörigkeit und gegenseitige Abhängigkeit alles Lebendigen darstellen. Die Kelten glaubten, daß alles Lebendige auch beseelt sein müsse.

Die römischen Besatzer allerdings wollten sich mit den Inhalten der keltischen Philosophie genausowenig auseinandersetzen wie die späteren christlichen Glaubensbringer. Sie verspotteten die keltischen Seinsvorstellungen, machten sich über die Wiedergeburt lustig, vergossen ihren Spott darüber aus. „Er, sie, es würden dann im Körper

eines Hundes, einer Kuh oder auch eines Bullen wiederkehren, vielleicht sogar als Made im Speck

Die keltische Spirale mag symbolisch für das Unendliche gestanden haben, für die Existenz des Kosmos jenseits von Raum und Zeit.

Unter all den keltischen Symbolen ist das „keltische Kreuz“ nicht wegzudenken, das in keinerlei Zusammenhang mit dem christlichen Kreuz, das römische Hinrichtungszeremoniell symbolisierend, stand. Das keltische Kreuz ist kein Symbol des Todes, der öffentlichen Hinrichtung wie im Christentum, sondern Ausdruck der vier Himmelsrichtungen, der „vier Wege“, sowie für die Sonne: das Kreuz im Rad.

Die Entstehung der europäischen Sprachenvielfalt

Die Entwicklung des Sprachvermögens der auf dem europäischen Kontinent ansässigen Menschen begann, dem Archäologen Prof. Dr. Stein zufolge, vor etwa einer Million Jahren. Dabei beruft er sich auf Fundstücke des sogenannten „Heidelbergers“ und dessen Kultur. Es war zu einer Zeit, als West- und Zentraleuropa einem subtropischen Klima unterlagen, große Teile der gegenwärtigen Landregionen lagen bis zu fünfzig Metern unterhalb des heutigen Meeresspiegels. Das Gebiet des heutigen Hollands zum Beispiel lag damals unterhalb des Meeresspiegels, ebenso wie Dänemark, Norddeutschland und Teile der östlich angrenzenden Länder. Das Meer schwappte entlang des aufsteigenden Mittelgebirges. Die Gegend um Heidelberg war mithin gar nicht weit von der Meeresküste entfernt. Es ist also nicht verwunderlich, daß die damaligen Hominiden in dem warmen Klima noch keinerlei Kleidung benötigten, also nackt umherliefen, und sich auf der Suche nach geeigneten Orten, an denen es sich angenehm leben ließ, eben diese Heidelberger Gegend bzw. die gesamte Rheinaue auswählten.

Die damaligen Menschen waren nicht nur Sammler und Jäger, sie bedienten sich bereits natürlich vorkommender Gegenstände als Werkzeuge für die Bewältigung der täglichen Überlebensaufgaben. Sie vollbrachten in gewisser Weise also bereits Kulturleistungen, deshalb spricht man im Hinblick auf die im Heidelberger Gebiet befindlichen Menschen von den „Heidelberger Kulturen“. Es waren allerdings Werkzeuge, die nach Prof. Dr. Stein noch als ziemlich grob gestaltet anzusehen waren. Dennoch bildeten Sie die Grundlage für eine auch sprachliche Entwicklung, die mit dem Gebrauch und Entwicklung der Werkzeuge einherging. Werkzeugherstellung und Gebrauch erforderten Kommunikations- und Verständigungsformen, die über die Vermittlungsmöglichkeiten der Gestik hinausgingen und die Ausdifferenzierung von Lauten bis hin zu ersten Begriffen förderten. Die sprachliche Entwicklung begann und setzte sich fort in ganz kleinen Schritten. Fortschritte darin dürften den Menschen damals gar

nicht zu Bewußtsein gekommen sein, da sie unmerkbar und über Generationen hinweg erfolgten.

Die lange Warmzeitperiode von rund 400.000 Jahren mußte es wohl gewesen sein, die jene Hominiden aus dem tiefen Süden derart weit in den Norden gelockt hatte. Auf ihren Wanderzügen trafen diese auf unterschiedliche natürliche Bedingungen, die ihnen auch jeweils unterschiedliche Fähigkeiten abverlangten, wollten sie sich am Leben erhalten. Durch ihre Wanderungen konnten sie in einem gewissen Maße selbst darüber entscheiden, in welchen Gebieten sie sich länger aufhalten wollten und in welchen nicht. Ausschlaggebend dafür dürfte gewesen sein, in welcher Hinsicht ihnen die jeweilige Umgebung das Überleben ermöglichte. Daß sie in einer für die Evolution ihrer Fähigkeiten vorteilhaft langen Warmzeitperiode leben konnten, dürfte ihrer Entwicklung hin zu immer menschlicheren Fähigkeiten und Eigenschaften Vorschub gegeben haben. So verfügten sie also bereits über mehr als bei Tieren vorfindbaren Fertigkeiten, um für die nächste Kaltzeitperiode ausreichend gerüstet zu sein. Es folgten nach der langen Warmzeitperiode verschiedene Kaltzeiten mit einer Dauer zwischen 30.000 und 70.000 Jahren, die von den damaligen Bewohnern unserer Breiten die Entwicklung neuer bzw. zusätzlicher Fähigkeiten erforderten. Auf dem bereits erreichten Stand aufbauend, gelang es ihnen, sich auch den Herausforderungen einer Kaltzeit entsprechend anzupassen und die hierfür notwendigen Kulturleistungen zu entwickeln. Aber auch eine Kaltzeit bricht nicht von heute auf morgen herein. Ihnen blieb also genügend Zeit, sich auf die sich verändernden klimatischen Bedingungen einzustellen. Da sich die Klimaveränderungen über Generationen hin vollzogen, dürfte den damaligen Bewohnern gar nicht so richtig zu Bewußtsein gekommen sein, daß sie in der Periode eines klimatischen Überganges lebten. Sie nahmen das Klima hin, wie es sich ihnen anbot, und versuchten ihr Verhalten so gut wie möglich darauf einzustellen. Geschichtliche Aufzeichnungen im heutigen Sinne gab es damals ja noch nicht. Erinnerungen an andere Zeiten konnten also allerhöchstens mündlich weiterüberliefert werden. Ob ihre sprachlichen Fähigkeiten dazu allerdings bereits hinreichend entwickelt waren, um dies zu leisten,

bleibt dahingestellt. Man kann davon ausgehen, daß die damaligen Bewohner auf Gedeih und Verderb ihrer Umwelt ausgeliefert waren. Ihre Möglichkeiten, gestaltend und im Sinne einer Verbesserung ihrer Lebensbedingungen darauf einzuwirken, waren noch sehr beschränkt und waren gerade soweit entwickelt, daß sie ihr nacktes Überleben absichern halfen.

Deshalb waren sie gerade aufgrund klimatischer Veränderungen gezwungen, sich neue Lebensbereiche zu suchen, sie waren also gezwungen, sich auf Wanderschaft zu begeben. Manche Gruppen überwandern die Barriere der Alpen und befanden sich damit im Bereich des milden Mittelmeerklimas. In den Landschaften zwischen Alpen und Mittelmeer blieben sie dann so lange, bis die sich abschwächenden Kaltzeitperioden sie wieder nach Norden lockten. Sie wohnten bevorzugt in Höhlen, in denen sie gelegentlich auch Spuren hinterließen, die Rückschlüsse auf den jeweils erreichten kulturellen Stand und ihre handwerklichen sowie künstlerischen Fähigkeiten zulassen (Funde von Knochen, Werkzeugen, Waffen, Höhlenmalereien, Überrest von Feuerstellen).

Den Wechseln von Kalt- und Warmzeit entsprechend begaben sich nicht nur die damaligen Hominiden immer wieder auf ausgedehnte Wanderschaften. Auch die Wildherden waren diesen klimatischen Schwankungen unterworfen. Sie fanden schließlich nur dort ihr Futter, wo das Klima dessen Wachstum zuließ. Da sich die Kalt- und Warmzeiten während eines Zeitraums von rund 900.000 Jahren immer wieder abwechselten, gab es ebenso viele und den Klimawechseln folgende Wanderungsbewegungen von Mensch und Tier. Im selben Ablauf veränderte sich jeweils auch die Vegetation, die die menschlichen Lebensumstände nicht unwesentlich mitbestimmte.

Mit dem Beginn der gegenwärtig immer noch andauernden Warmzeitphase, die vor rund 20.000 Jahren ihren Anfang nahm, setzte dann jene Wanderungsphase den zurückweichenden Eismassen nach Norden folgend ein, auf die bereits an mehreren Stellen hingewiesen worden ist. Die Menschen hatten mittlerweile einen Entwicklungsstand erreicht, der es ihnen dann bald auch ermöglichen sollte, differenziertere soziale Strukturen herauszubilden. Dies gilt natürlich auch

für deren sprachliche Fähigkeiten, die analog zur Entwicklung ihrer Handwerkskünste gereift waren. Wanderungsbewegungen führten immer auch zur Herausbildung neuer Dialekte und Sprachen, denn Kommunikationsmittel im heutigen Sinne existierten damals ja nicht. So lebten die diversen Gruppen und Völker weitgehend isoliert in ihren jeweiligen Gegenden, verknüpft höchstens durch nachbarschaftliche Kontakte, die sich aus größeren Reisen ergaben. Die Grenzen der Mobilität der damaligen Menschen bemaßen auch deren Kontaktmöglichkeiten zu anderen Gruppen und Völkern. Sofern Wanderungen dazu führten, daß Gruppen und Völker miteinander in Kontakt kamen, die bis dahin nichts voneinander gewußt haben, entstand auch die Notwendigkeit, sich untereinander zu verständigen. Wurden diese Kontakte weitergeführt und kam es zu regelmäßigen Begegnungen oder gar Vermischungen, so hatte dies mit Notwendigkeit auch Auswirkungen auf die Entwicklung der Sprache dieser Gruppen und Völker.

Jene Menschen, die entlang der Donau bis zum Schwarzen Meer und noch weit darüber hinaus wanderten, wie die Meden und die Veden, die sich letztlich im oberen Gangesgebiet niedergelassen haben, entwickelten das Sanskrit, eine Sprache, die auf keltische Ursprünge zurückzuführen ist. Und die Hellenen, die sich vor rund viertausend Jahren im Gebiet des heutigen Griechenland niederließen, behielten zwar die gewohnten Vokale ungeachtet des neuen Alphabets bei, das sie entwickelten.

Die Sprache der Hellenen, die seit der durch die Römer erfolgten Namensgebung als Griechen bezeichnet werden, durchlief wie andere Sprachen auch im Laufe der Zeit gravierende Veränderungen, die zum Teil selbstgewählt, zum Teil verordnet worden waren. So geschehen in der Periode des klassischen Altertums im fünften Jahrhundert in Form des Mittलगriechischen, auf dem auch die sogen. „slawische Sprache“ basiert, die seit Gründung des sogen. „Kiewer Reiches“ im zehnten Jahrhundert existiert. Die letzte Überarbeitung der griechischen Sprache fand im Mittelalter (15. Jahrhundert) statt und führte zur Entwicklung des „Neugriechischen“, das sich seither eindeutig von den slawischen Sprachengruppen unterscheidet.

Die slawische Sprache selbst ist in drei verschiedene Sprachgruppen unterteilt: Die erste davon umfaßt das Gebiet der Ukraine, Rußlands und Weißrußlands. Den beiden anderen Gruppen gehören Polen, Tschechien, das Gebiet der Sorben, Bulgarien und die sogen. Yugo-Gruppe an. Die Bezeichnung „Slave“ ist entgegen eines weitverbreiteten Irrtums lediglich ein Name ohne weitere Bedeutung.

Es mag in mancher Leute Ohren als vermessen klingen, wenn im Hinblick auf die süddeutsche Hochebene von einem sprudelnden „Menschenquell“ die Rede ist, aber des Rätsels Lösung ist dennoch recht einfach. Die Menschen dort betrieben schon vor ca. zehntausend Jahren, möglicherweise auch schon viel eher, Ackerbau und Viehzucht. Dem Ackerbau kommt in der Entwicklung der Menschheit eine überragende Bedeutung zu, denn die Aufzucht unterschiedlicher Getreidearten, verbunden mit der Gewinnung eines qualitativ hochwertigen Lebensmittels, war ein zentraler Fortschritt im Hinblick auf die Verbesserung der menschlichen Lebensbedingungen. Die Menschen erzielten aufgrund der Resultate des Ackerbaus eine höhere Lebenserwartung, als die Nomaden, die in erster Linie vom Jagdglück lebten. Die sesshaft gewordenen Bauern lebten gesünder, wurden größer und stärker und konnten eine größere Nachkommenschaft ernähren. Da größere Familien zu ihrem Überleben ein größeres Territorium benötigten, wuchs die Zivilisation der nun Sesshaften über die durch die natürliche Umgebung gegebenen Möglichkeiten hinaus. Deshalb mußte sich jener Teil der Bevölkerung, der aus der heimischen Landwirtschaft nicht mehr ernährt werden konnte, nach neuen Siedlungsgebieten umsehen. Die großen Flußsysteme wiesen ihnen den natürlichen Weg für ihre Suche nach einer neuen Heimat. Die Folgen dieser Wanderungen sind bekannt. Nicht zwangsläufig allerdings fanden die Aussiedler bessere Lebensbedingungen vor, als ihnen ihre bisherige Heimat geboten hatte. Jede neue Wanderung war ein Unternehmen mit einem ungewissen Ausgang. Der Rückweg in die alte Heimat aber war ihnen allein durch die Mühsal verwehrt, die ein Vorwärtskommen entgegen der Fließrichtung der Ströme mit sich gebracht hätte. Deshalb waren sie auf Gedeih und Verderb darauf

angewiesen, sich in einer neuen Umgebung so gut es ging durchzuschlagen.

Den Etruskern war es angeblich so ergangen, daß sie aufgrund des steigenden Meeresspiegels immer mehr fruchtbares Ackerland verloren hatten und deshalb in hügelige Gebiete mit steinigem Äckern ausweichen mußten, bis auch diese schließlich nichts mehr hergaben und der Hunger irgendwann nicht mehr zu stillen war. Deshalb beschlossen sie, aus den noch vorhandenen Bäumen Boote zu bauen, mit denen sie die Ufer des Mittelmeeres befahren konnten. Alte und Kranke zurücklassend, machten sie sich auf die Suche nach Gebieten, in denen sie bessere Lebensbedingungen vorfinden konnten. Monate lang waren sie unterwegs, bis sie eines Tages in die Mündung eines großen Flusses einbogen. Sie gingen inmitten von sieben Hügeln vor Anker, die sich entlang des Flußufers hinzogen. Die Umgebung dieser Hügel erschien ihnen als vorteilhaft, also beschlossen sie, an Ort und Stelle ihre Zelte aufzuschlagen. Die meisten der Umsiedler waren von der Fügung des Schicksals, das sie an diesen Ort geführt hatte, dermaßen überzeugt, daß sie diesem Fleckchen Erde an Ort und Stelle ewige Treue schworen. Es waren keinerlei andere Menschen zu sehen, außer ein paar alte Hütten auf einem der sieben Hügel.

Aus den Balken und Planken der bereits ziemlich mitgenommenen Boote zimmerten sie sich die ersten Behausungen zurecht und begründeten damit die spätere Stadt Rom. Sie nahmen den nördlichen Teil der sieben Hügel unter den Pflug und benannten es als „rauhes Land“ („Toscana“). Von den Latinern borgten sie sich deren Alphabet und einen Großteil der lateinischen Sprache selbst. Dies vollzog sich im Frühling des Jahres 800 vor der Zeitrechnung. Mit der Zeit entwickelten sie ihren eigenen Dialekt. Das Königreich Rom war mit ihrer Landung inmitten der sieben Hügel am Fluß Tiber in die Welt gekommen. Roman hieß ihr Anführer, der die Idee zum Aufbruch gehabt und der während ihrer Reise das Kommando geführt hatte, wurde zum König von Rom bestimmt. Das etruskische Königreich hatte mehrere Jahrhunderte Bestand, bis eines Tages der Königsmord geschah und eine Republik ausgerufen wurde. Von da an war es vorbei mit dem friedlichen Rom, eine jahrhundertlang dauerndes Hauen

und Stechen um die Macht im Staate begann und begründete damit den zweifelhaften Ruf dieses Reiches. Das Hauen und Stechen eskalierte.

Der weitere Weg, den die römischen Kaiser politisch einschlugen, sollte der Welt nicht verborgen bleiben. Da die Konkurrenz um den Thron politische Erfolge erforderte, reichte das Hauen und Stechen zu Hause nicht mehr aus. Also schickten die Kaiser ihre Söldner in anderer Herren Länder, überfielen sie und beuteten sie für ihre eigenen Zwecke aus, womit dann auch gleich der Anspruch auf den Thron zu Geltung gebracht wurde.

Solange die Römer ihre Eroberungsfeldzüge auf den Süden und Südosten beschränkten, tangierte dies die sprachliche Entwicklung der Gallier und Kelten in keiner Weise. Als es sie dann jedoch auch in die westlichen und nördlichen Gebiete des Kontinents trieb, spalteten sie nicht nur ein Volk, sondern für damals unabsehbare Zeit ganz Europa.

Sie unterwarfen die Gallier und Kelten nicht nur ihren unbarmherzigen Besatzeransprüchen, sondern nahmen auch Einfluß auf deren Sprachgewohnheiten. Für viele Jahrhunderte sprachen die Gallier und Kelten eine Mixtur aus dem alten Gallisch-Keltisch, bis nach dem Auftauchen der Römer schließlich eine Entwicklung einsetzte, die zum heutigen Französisch führte. Diese Sprache hat sich also nicht ohne fremde Einflüsse entwickelt, ihre Entstehung wurde von fremden Mächten angestoßen.

Auf den britischen Inseln entstand das Englische aus dem alten, unfrisierten Französisch und dem altkeltischen Dialekt im Verlauf der nahezu vierhundert Jahre dauernden normannischen Besetzung (vom 11. bis 15. Jahrhundert).

Keine der hier erwähnten Sprachen jedoch ist heute noch das, was sie einmal ursprünglich waren. Ob es sich um das Englisch, das Französisch oder das Deutsch handelt, sie alle erfuhren im Verlauf der letzten eintausend Jahre jeweils eine Eigenentwicklung. Die deutsche Sprache war lange Zeit durch die Römer und die Römisch-Katholische Kirche in ihrer Entfaltung behindert worden.

Und es sind auch jene drei Länder Italien, Frankreich und England, die durch das römische Reich nicht nur eine Veränderung ihrer Sprache erfuhren, sondern die durch die Eroberungen zugleich auch einen bestimmten Charakter eingepflicht bekamen, nämlich den der Herrschsucht, die in die Kolonialisierung anderer Völker einmündete. Ist es doch unbestritten, daß vor allem Frankreich und England – der Nationalstaat Italien wurde offiziell im neunzehnten Jahrhundert begründet – zuerst selbst von fremden Mächten besetzt worden waren, bevor sie dann über Jahrhunderte hinweg wiederum andere Völker versklavten. Wer denn sonst als die Engländer betrieben ganz offiziell Sklavenhandel, und dies nicht nur mit Afrikanern, die in die nordamerikanischen Kolonien verschleppt wurden, sondern auch Europiden und Mongoliden, ja deren eigene Staatsbürger. Alles im Namen und für den König bzw. die Königin. Ja, sie entwickelten sich zu größeren Wüstlingen, als die Römer es viele Jahrhunderte zuvor waren. Die im Verlauf der Industrialisierung entstandenen neuen und hochseetauglichen Schiffe und Feuerwaffen wie Pistolen, Gewehre und Kanonen waren Voraussetzung für die Unterwerfung anderer Staaten und diverser Eingeborenenvölker. Wenn es auch in erster Linie Engländer und Franzosen waren, die in alle Welt hinausfuhren, um andere Völker zu versklaven und sich deren Reichtümer unter den Nagel zu reißen, so waren an diesen Eroberungsfeldzügen auch die Portugiesen und die Spanier beteiligt. Die Beutezüge führten sie über Mexiko und Südamerika bis nach China. Sie alle mordeten und versklavten auf Teufel komm raus. Sie alle wollten mehr und mehr, lagen in einem regelrechten Wettstreit um die größten Erträge aus ihren Raubzügen, und die Begeisterung daran reichte vom gemeinen Matrosen bis zum Staatsoberhaupt. Es wurde als völlig normal angesehen, daß die Europäer sich das Recht herausnahmen, die „Wilden“ zu versklaven und zu töten und die Reichtümer ihrer Ländereien für sich in Anspruch zu nehmen. Die europäischen Raubstaaten teilten die Welt in ihre Interessensphären auf, die sie eifersüchtig gegen ihre Mitkonkurrenten verteidigten. Sie zogen willkürlich Grenzen in bis dahin grenzenlose Erdteile und unterwarfen die darin zufällig lebende Bevölkerung ihrem terroristischen Regime. Sie kollaborierten mit

den einheimischen Herrschern, wenn sich dies als ihren Interessen nützlich erwies, nutzen die natürlichen Rivalitäten unter den verschiedenen Eingeborenenvölkern für ihre Zwecke und mordeten sie hemmungslos dahin, wenn sich diese ihrem Willen einfach nicht unterwerfen wollten. Sie säten durch ihr Auftauchen Zwiespalt und Herrschsucht und zerstörten in Jahrtausenden gewachsene Kulturen innerhalb von wenigen Jahrzehnten. Mit den traurigen Überresten haben sich die mittlerweile daraus entstandenen Armutsstaaten heute noch heranzuschlagen.

Zurück in römische Zeiten. Jene Völker, die mehr am Rande von den Eroberungsaktivitäten der römischen Kaiser berührt wurden, wie etwa die in Skandinavien ansässigen, entwickelten ihre eigenen Sprachen, ohne daß sie nachhaltig von den Römern beeinflußt worden wären. Sie kamen nicht unter den Einfluß des etruskischen Lateins, und ihre Sprachen blieben dadurch erkennbar eigenständig. Weswegen sie auch, selbst wenn das so nicht richtig ist, in einer „germanischen“ Sprachengruppe zusammengefaßt werden.

Die Gruppe, die als direkte Ableger von den Kelten gilt, eben die deutsche, hatte es da schon ein wenig schwerer, da die obersten Kirchenfürsten nur Latein als Amtssprache gebrauchen durften. Die Herrscher ihrerseits bedienten sich als Hofsprache lieber des damals als vornehm geltenden Französisch, nicht zuletzt auch deshalb, um sich auch sprachlich vom gemeinen Volk unterscheiden zu können. Letzteres sollte nicht alles verstehen, was da am Hofe gesprochen wurde – Sprache als Herrschaftsinstrument. Und die Mediziner wiederum mußten sich des Latein bedienen, sozusagen als geheime, nicht für jedermann verständliche Amtssprache ihres Berufsstandes.

Es blieb einem Kirchenmann wie Martin Luther überlassen, die zahlreichen existierenden Dialekte auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Er machte den Anfang mit der allgemeinen deutschen Schriftsprache, indem er die Bibel ins Deutsche übersetzte. Die Verfeinerung derselben oblag dann Sprachgenies und Dichtern wie Goethe und Schiller. Seitdem sind rund zweihundert Jahre vergangen. die industrielle Revolution nahm ihren Siegeszug und brachte Verän-

derungen in einem Ausmaß hervor, deren Tragweite heute noch nicht abzusehen ist.

Zum Abschluß

Die Geschichte kennt genügend Beispiele für deren Namensgebung mit Bezug auf die Weltgegend, in der sie lebten oder bestimmte Fähigkeiten, die sie entwickelt hatten.

Poseidonios, der an den Meeresherr Poseidon aus der griechischen Mythologie erinnert, entstammte zweifellos den Hellenen. Gehen wir auf deren Ursprünge zurück, so treffen wir zwangsläufig auf die Kelten als deren Vorfahren. Ob Poseidonios allerdings eine Ahnung davon hatte, von welchem Volksstamm er und seine Ahnen ursprünglich abstammten, muß bezweifelt werden. Die keltischen Ureinwohner kannten so etwas wie eine Geschichtsschreibung noch gar nicht. Dazu hätten sie der Schreibschrift bedurft und Medien zu deren Überlieferung. Mündliche Überlieferungen waren viel zu unzuverlässig, als daß sie über viele Generationen hinweg hätten wahre Sachverhalte transportieren können. Poseidonios wurde 135 vor der Zeitrechnung in Apameia in Syrien als griechischer Staatsbürger geboren und verstarb angeblich anno 51 vor der Zeitrechnung. Er war ein Schüler des Philosophen Panaitios, jenes Mannes also, der den Begriff der Humanität in den Wortschatz der Römer einbrachte. Später dann war er der Lehrer des Pompejus und des Cicero, darüber hinaus wichtigster Vertreter der mittleren Stoa.

Eine der wichtigsten Leistungen des Poseidonios bestand darin, die Lehre auf die bisher vernachlässigten Wissensgebiete der Geschichte und der Geographie auszudehnen. Er vertiefte sie durch die dynamische Deutung des Logos, durch Verstärkung der kausalen Betrachtungsweise und der Befreiung der teleologischen von dem einseitigen Bezug auf den Menschen. Andere wiederum halten ihn nur für einen Geschichtsschreiber. Dies jedoch würde dem Wirken Poseidonios nur unzureichend gerecht werden, denn über ihn wird auch gesagt: „Die Vernunft versteht er als Selbstvollendung der Natur, nicht als die ihr fremde Herrscherin. Das Wesen der Natur ist die Lebenskraft, die sich in einer Stufenfolge von Kräften steigert. Die Aufgabe des Menschen ist das Einswerden des Daimon in uns (Logos) mit dem Daimon

außerhalb uns und die Mitwirkung am Ganzen. Die Ethik ist Therapeutik.“

Poseidonios kann als durchaus respektabler Philosoph betrachtet werden. Und so manch einer mußte Dankbarkeit empfunden haben, daß bereits zu jener Zeit das Pergament erfunden war, ansonsten könnten wir uns heute keinen Eindruck davon verschaffen, welche Denkleistungen Poseidonios hervorgebracht hat.

Allerdings sollte man unterscheiden zwischen der Fähigkeit, philosophische Gedanken zu entwickeln und der Unsitte, fremden Völkern Namen zu geben, die mehr verschleiern, als erhellen. Als Informanten dienten Poseidonios zwei Handelsreisende, die ihm über ein neu entdecktes Volk berichteten. Sosehr Poseidonios auch an geographischen Erkenntnissen interessiert war und deren Bedeutung betonte, hätte er doch gut daran getan, den Aussagen der beiden Reisenden stärker auf den Grund zu gehen. Sie kamen aus dem fernen Nordosten, der Dialekt des Volkes, von dem sie berichteten, war ihnen nicht geläufig. Sie konnten sich also mehr oder weniger nur durch die Zeichensprache verständlich machen. Die Handelsreisenden waren jungen, mit Speeren bewaffneten Männern begegnet. Diese hatten auf ihre Speere gedeutet und die Silbe „Ger“ ausgesprochen sowie auf sich selbst, „Man“ artikulierend, woraus dann „German“, also „Wachmann“ wurde. Sie hatten also lediglich darauf hingewiesen, welcher Aufgabe sie gerade nachgegangen waren.

Unter den Menschen jener Zeit, die sich auf Wanderschaft und Reisen begaben und dabei mit anderen, ihnen bis dahin fremden Menschen zusammentrafen, mußte es mangels Sprachkenntnissen ziemlich schwer gefallen sein, sich miteinander zu verständigen. Jeder Verständigungsversuch dürfte zuallererst unter einer Sicherheitsvorbehalt gestanden haben. Es galt abzuklären, ob von dem fremden Gegenüber eine Gefahr ausgehen würde oder nicht. War dies geklärt, konnte versucht werden, mehr aus dem jeweils anderen und über dessen Absichten herauszubekommen. blieb es bei einer nur kurzen Begegnung, dürften kaum nennenswerte Informationen ausgetauscht worden sein. Somit blieb auch das Wissen über die Fremden sehr bruchstückhaft.

„German“ bedeutete also Speermann, Wehrmann, Schutzmann im engeren Sinne. Diese mit Wach- und Schutzaufgaben Beauftragten schützten nicht zuletzt auch die Ackerbau treibenden Bauern (Arier) vor marodierenden Banden, hatten also eine Funktion inne, die durch polizeiähnliche Aufgaben bestimmt war. Als Soldaten im heutigen Sinne kann man sie sicherlich nicht bezeichnen. Der Begriff Soldat kam erst im siebten Jahrhundert in die Welt: Sold – Soldi – Soldat. Es handelte sich hierbei um Kämpfer, die eine Entlohnung für ihre kriegerischen Tätigkeiten erhielten. Das Auftauchen des Begriff ging einher mit dem Dreißigjährigen Krieg.

Unter den keltischen Gruppierungen gab es keinen Stamm, den man hätte als Germanen bezeichnen können. Die keltischen Familienklans lebten in einem lockeren Zusammenhang über das Land verstreut und hatten nur wenig Kontakt zu ihren Nachbarn. Unter ihnen gab es keinen Stammnamen, der sich auf eine bestimmte Tätigkeit bezogen hätte. Sie alle verstanden sich als „Manen“, Menschen schlechthin. Der Speer war zu jener Zeit eine durchaus übliche Waffe, die sowohl zur Jagd als auch zu Angriff und Verteidigung gebraucht werden konnte.

Auch unter den Gallier-Kelten gab es keinen Germanen-Stamm, der diese Bezeichnung für sich in Anspruch genommen hätte. Erst mit Julius Caesar, der es wiederum von Poseidonios erfahren hatte, kam die Mär in die Welt, daß es neben den Galliern anscheinend noch einen anderen Stamm gebe, eben jene geheimnisvollen Germanen. Dies war ihm Grund genug, das Gebiet, in dem diese ansässig sein sollten, als Germanien in seine Landkarten einzeichnen zu lassen. Julius Caesar war zu der Zeit, als Poseidonios im Jahre 80 vor der Zeitrechnung die „Entdeckung“ der „Germanen“ in seine Geschichtsrolle einzeichnen ließ, erst ganze 20 Jahre alt. Es wäre sicherlich von Interesse zu erfahren, auf welche Art und Weise Julius Caesar, dessen Vater oberster Feldherr und Senator gewesen war, von dem bekannten Philosophen und Lehrer hoher römischer Persönlichkeiten Kenntnis bekommen hatte. Denkbar ist, daß Poseidonios mit seiner Information wucherte, d.h. daß er sich durch sie Vorteile im Kreis jener oberen römischen Zehntausend versprach, derer er sich offensichtlich zuge-

hörig fühlte. Auch ist anzunehmen, daß Julius Caesar diese Information durchaus auch für seine eigenen Zwecke zu nutzen gedachte. Möglicherweise war ihm damals schon bewußt geworden, daß es sich bei diesen „Germanen“ um wehrhafte Leute handeln mußte, die möglicherweise auch nur mit kriegerischen Mitteln zu unterwerfen waren.

Bereits die Wissenschaft der Antike wußte von den verschiedenen Völkern, die nördlich der Alpen beheimatet waren. Man kannte Helevtier, Cherusker, Marsen, Markomannen, Sachsen und Angelsachsen, um nur einige zu nennen. Was aber populäre und weniger populäre Autoren über die sogenannten „Germanen“ verfaßt hatten, mußte nicht alles erfunden sein. Durch die römischen Feldzüge kamen auch Informationen über jene Völker in Umlauf, die mit den Römern konfrontiert waren. Ob diese Informationen auch richtig waren, steht auf einem anderen Blatt. Noch heute allerdings berufen sich Geschichtswissenschaftler und -autoren auf diese als authentisch anerkannten Quellen.

Obwohl heute die Kelten und ihre Geschichte immer mehr in den Mittelpunkt des Interesses rücken, wird immer noch an falschen Geschichtsquellen festgehalten. Germanen und Kelten erscheinen dann als zwei unterschiedliche Volksstämme, und die Germanen als diejenigen, die die Kelten verdrängt hätten. Wohin diese nun aber verdrängt worden wären und vor allem wann, davon ist allerdings keine Rede.

Ein weiterer historischer Irrtum besteht darin, den Ursprung der Germanen nach Asien zu verlegen. Es seien die Indo-Germanen gewesen, die vor etwa 10.000 Jahren von Osten her nach Mitteleuropa gezogen seien, von denen die Germanen abstammten. Ähnlichkeiten in den Sprachstrukturen scheinen diesen Fehlschluß zu untermauern.

Viel wahrscheinlicher scheint daher, daß die Wanderung nicht von Osten nach Westen, sondern von Westen nach Osten erfolgte. Das brahmanische Wissen ähnelte sehr dem der keltischen Druiden. Auf der langen Wanderung gen Osten wurde es durch mündliche Überlieferung erhalten und in die neue Welt mitgenommen, wo es eine

forthin eigenständige Entwicklung durchmachte, die sich in der Sanskrit-Sprache bis in die Gegenwart hinein erhalten hat.

Die Lebensbedingungen und Lebensweisen der Kelten, unserer aller Vorfahren, zu erforschen und dadurch mehr Licht in das geschichtliche Dunkel jener Periode zu bringen, ist eine äußerst interessante Aufgabe. Die Archäologie verfügt mittlerweile über Kenntnisse und Techniken, die es ermöglichen, sich ein immer genaueres Bild davon zu machen, wie diese Menschen lebten. Fachübergreifende Forschungsmethoden lassen weiterreichende Schlüsse auch dann zu, wenn nur wenige Ausgangsinformationen existieren. Der Erkenntnisapparat der Archäologen hat sich mittlerweile derart verfeinert, daß auch bereits bekannte Fakten nurmehr vollkommen neu interpretiert und bewertet werden können. Dadurch erhalten wir ein immer genaueres Bild vom Alltag jener Menschen und den Mitteln, die sie zu dessen Gestaltung zur Verfügung hatten.

Die in der süddeutschen Hochebene einst ansässigen Keltenstämme waren den vorherrschenden natürlichen Lebensbedingungen genauso unterworfen, wie Menschen in anderen Weltgegenden. Sie hatten gelernt, ihre Umgebung mit Umsicht und Vernunft zu kultivieren. Da ihnen die Mittel zu einer intensiveren Nutzung des Bodens fehlten, gab es zur Abwanderung, waren die gegebenen Ressourcen erst einmal ausgeschöpft, keinerlei Alternativen. Wollten sie ihre eigenen Lebensgrundlagen nicht zerstören, mußten einige von ihnen ihre angestammte Heimat verlassen und neue, bisher von Menschen nicht bewirtschaftete Gebiete aufsuchen und sich dort niederlassen. Ihre Kenntnisse über die Natur und die Art und Weise ihrer Bearbeitung gaben sie mündlich an ihre Nachkommen weiter. Andere Übertragungsmöglichkeiten gab es nicht. Der ökonomische und kulturelle Fortschritt war demnach an die Form der mündlichen Weitergabe gebunden. Die Fähigkeit, Informationen im Gedächtnis aufzubewahren, mußte auch erst mühsam erworben werden und war durch ohne den praktischen Umgang mit der Natur nicht denkbar. Damaliges Wissen war deshalb auch immer praktisches Wissen, gewonnen aus dem Umgang mit der Natur und Jahr für Jahr und über Generationen hinweg immer wieder ausgeübt. Die praktische Anwendung war

sozusagen die materielle Trägerfolie der theoretischen Informationen, die aus dem Tun resultierten. Wer es im praktischen Handeln zu einer gewissen Meisterschaft gebracht hatte, stieß vielleicht auf neue Möglichkeiten, die einen Fortschritt im Handeln nach sich zogen. Mitunter mag auch der Zufall mitgespielt haben, etwa durch den spielerischen Umgang mit zufällig gefundenen natürlichen Gegenständen, die sich urplötzlich als nützlich für die Bewältigung von dieser oder jener Aufgabe erwiesen. Durch Versuch und Irrtum lernten die Menschen, Brauchbares von Unbrauchbarem zu unterscheiden und dem Brauchbaren mit der Zeit eine immer optimalere Funktionalität zu verleihen.

Das Leben im Gebiet der Eisbarrieren der letzten großen Kaltzeit muß alles andere als beschaulich gewesen sein. Man weiß heute, daß Menschen auch unter schwierigsten Bedingungen überleben können, wenn sie nur genügend Zeit haben, sich den jeweiligen Verhältnissen anzupassen. Die Menschen hatten damals ganz sicher einen anderen Zeitbegriff, als wir heutzutage. Die verfügbare Zeit wurde durch eine relativ geringe Lebenserwartung sowie die jahreszeitlichen und Tag- und Nachtwechsel vorgegeben. Sofern sie eine nomadische Lebensform praktizierten, bestimmten die Rentierherden und deren klimatisch bedingten Wanderungen den Jahresablauf der Menschen. Die Menschen schienen damals kaum merklichen Einfluß auf die natürlichen Gegebenheiten zu nehmen. Mit dem langsamen Rückzug des Eispanzers rückte auch die Vegetation wieder in die zuvor vom Eis bedeckten Gebiete wieder vor. Die Bäume, deren Vegetationsgrenze während der Eiszeit südlich der Hochalpen verlief, rückten nicht sofort wieder in die freiwerdenden Gebiete nach. Zuvor mußte der Boden von Pionierpflanzen in Verbindung mit den dafür erforderlichen Bodenlebewesen fruchtbar gemacht werden. Die Samen der Bäume konnten erst dann aufgehen, wenn sie die für ihr Wachstum erforderlichen Bedingungen vorfanden. Das ging verständlicherweise nur sehr langsam vor sich. Heute weiß man aus der Beobachtung von Gebieten, die zuvor von Vulkanausbrüchen nahezu jeglichen Lebens beraubt wurden, wie die Wiederbesiedelung vormals toter Gebiete vor sich geht.

Die Menschen jener Zeit schienen auf diesen Prozeß kaum Einfluß zu nehmen, so daß sich die Wiedereroberung der Kahlflächen nach dem Abtauen des Eises auf ganz natürliche Art und Weise und ungestört vollziehen konnte. Die Wildherden, die sich von bestimmten Pflanzen ernährten, zogen erst dann in die wieder zum Leben erwachten Gebiete, wenn sie eben diese Pflanzen dort vorfanden. Man kann deshalb annehmen, daß auch sie die Ausbreitung der Vegetation nicht störten, sondern eher förderten, indem sie die verzehrten Pflanzen in Kot umwandelten und damit den Boden düngten, ihm also neue Nährstoffe zuführten, was das Pflanzenwachstum seinerseits beförderte.

Man kann annehmen, daß sich nach den ersten Pionierpflanzen zuerst niedriges Buschwerk und anspruchslose Baumarten in Gebiete vorwagten, in denen vor noch nicht allzu langer Zeit nur Eis anzutreffen war. Größere Bäume benötigten eine ausreichende Humusschicht, die erst einmal entstanden sein mußte, bevor sie sich darauf ansiedeln konnten. Die Gebiete südlich der sich zurückziehenden Eisgrenze dürften ausgesehen haben wie die Tundren Sibiriens und Alaskas heutzutage. Kalt im Winter und schwülheiß im Sommer, überzogen mit Myriaden von Mücken, die den in der Tundra lebenden Menschen und Tieren das Leben zu Hölle machen konnten. Wer unter derartigen Bedingungen lebt, entwickelt aber auch Resistenzen gegen alle möglichen natürlichen Umweltfaktoren.

Mit dem Rückzug des Eises begann sich auch nach und nach das Klima wieder zu erwärmen, was wiederum der Entwicklung der Pflanzen zugute kam. Und all dies vollzog sich über hunderte und tausende von Jahren hinweg, in einer kaum meßbaren Langsamkeit also, die den damals lebenden Menschen nicht als Veränderung bewußt geworden sein dürfte.

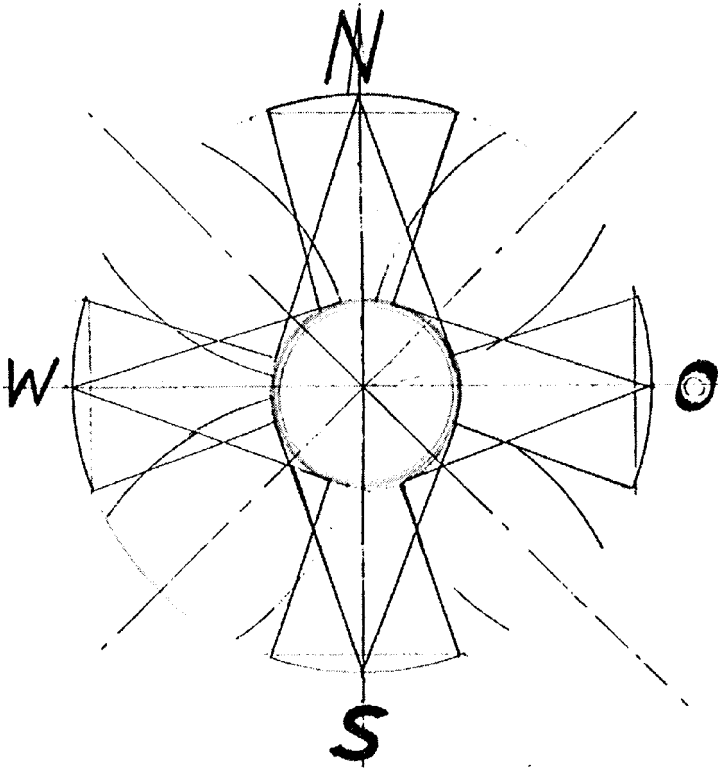
Irgendwann waren die Wälder auch in das Gebiet des Bodensees zurückgekehrt und hatten damit eine Art Oase geschaffen, die für eine dauerhafte Ansiedlung von Menschen ideale Bedingungen zu gewährleisten schien. Aus der Seßhaftigkeit heraus begann nun eine kulturelle Entwicklung ihren Verlauf zu nehmen, die zu wesentlichen Fortschritten in der Naturbeherrschung führte und den Menschen

neue Möglichkeiten des Wirtschaftens eröffnete. Erst die Erwirtschaftung von nennenswerten Überschüssen gestattete es ihnen, sich Dingen zuzuwenden, die nicht mehr unmittelbar mit den Notwendigkeiten des alltäglichen Überlebenskampfes verbunden waren. Neue Erkenntnisse aus der Beobachtung von Naturphänomenen kamen nur dadurch überhaupt zustande, daß vom Unmittelbaren abstrahiert und die Aufmerksamkeit auf das Allgemeine hin orientiert werden konnte. Es wurden einzelne Klanmitglieder von den Aufgaben der Lebensmittelerwirtschaftung freigesetzt, damit sich diese zuerst wohl überwiegend religiös motivierten Betrachtungen, Untersuchungen und Aufgaben zuwenden konnten. Sie beobachteten die Menschen und die natürlichen Gegebenheiten, in die diese eingebettet waren und zogen daraus Schlüsse im Hinblick auf die Stellung der Menschen gegenüber der sie umgebenden Natur. Sie erkannten, daß das eigene Leben als schützenswert, als heilig betrachtet werden sollte, da es beseelt war. In dieser Erkenntnis stimmten die Druiden und die Brahmanen miteinander überein.

Die Naturbeobachtungen der Druiden bildeten die Grundlage für die Herausbildung von Erkenntnissen, die beispielsweise zur Errichtung der bereits mehrfach erwähnten Sonnenobservatorien führten. Indem die Druiden zu Einsichten in die Wirkungsweise der Natur gelangten, fanden sie damit auch heraus, daß die Natur befragt werden kann und jede Antwort dem Menschen mehr Macht und Einfluß über die Natur bescheren würde. Damit gewannen schon die Menschen jener Zeit Stück für Stück mehr Freiheit gegenüber den Kräften, denen sie sich über lange Zeit stets nur hoffnungslos ausgeliefert sahen.

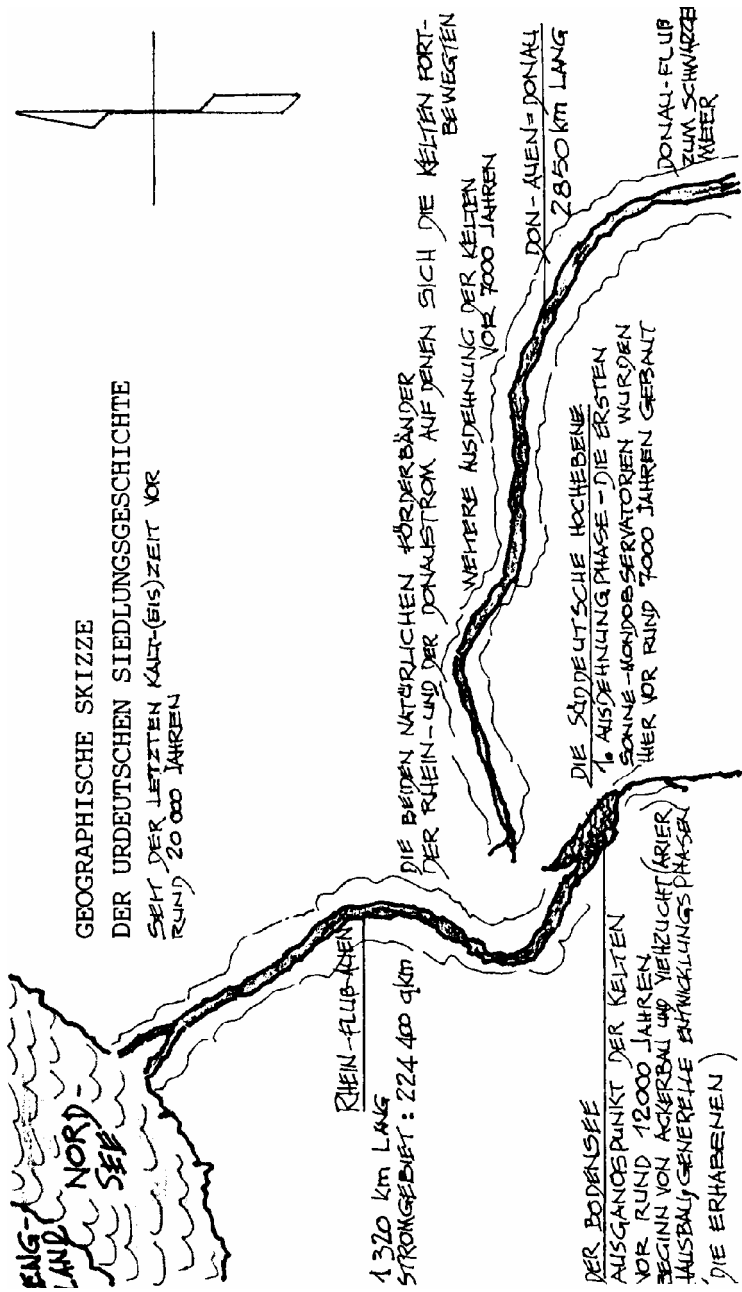
Trifft es zu, daß die Kelten als die Urahnen einer ganzen Reihe von zentraleuropäischen Völkern, somit also auch der Deutschen, anzusehen sind, so dürfte es sich zweifelsohne lohnen, deren Ursprünge noch weitaus gründlicher zu erforschen, als dies bis heute geschehen ist. Neue und fächerübergreifende wissenschaftliche Forschungsmethoden können das Tor zu neuen geschichtlichen Erkenntnissen

öffnen, die althergebrachte Vorstellungen dorthin verweisen, wo sie hingehören, nämlich ins Reich der geschichtlichen Irrtümer.

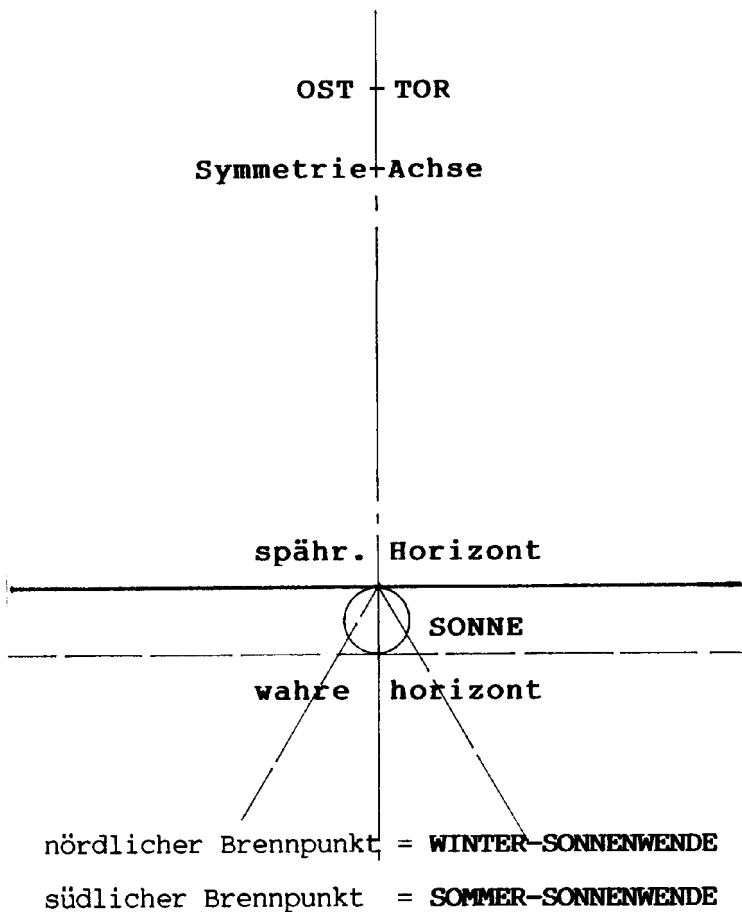


Das KELTENKREUZ im Sinne der Erfinder war und ist in seiner simplen Originalität Symbol der VIER WEGE in neuerer Zeit auch als Windrose der vier Himmelsrichtungen bekannt; und seit 1813 als eine militärische Auszeichnung der Deutschen.

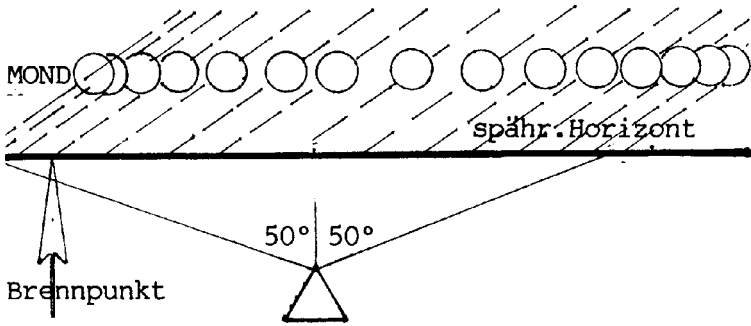
Der Entwurf des E.K. stammt übrigens von dem weltweit bekannten Architekten K.F. Schinkel. K.F. Schinkel wußte mehr über seine und der Deutschen Ursymbole, mehr als die meisten...



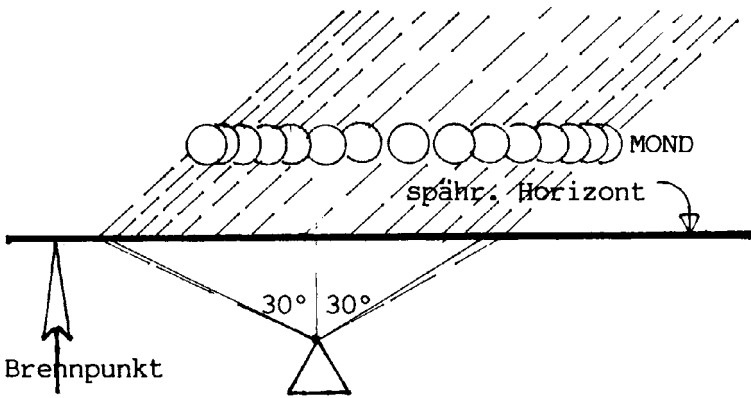
**GEOGRAPHISCHE SKIZZE
DER URDEUTSCHEN SIEDLUNGSGESCHICHTE
SEIT DER LETZTEN KALT-(BIS)ZEIT VOR
RUND 20 000 JAHREN**



OSTTOR SONNENAUFGANG
 KELTEN-KALENDER - SONNE + MOND - OBSERVATORIUM
 (schematische Darstellung)



Betrachter: östl. Richtung schauend
 maximaler Stillstand



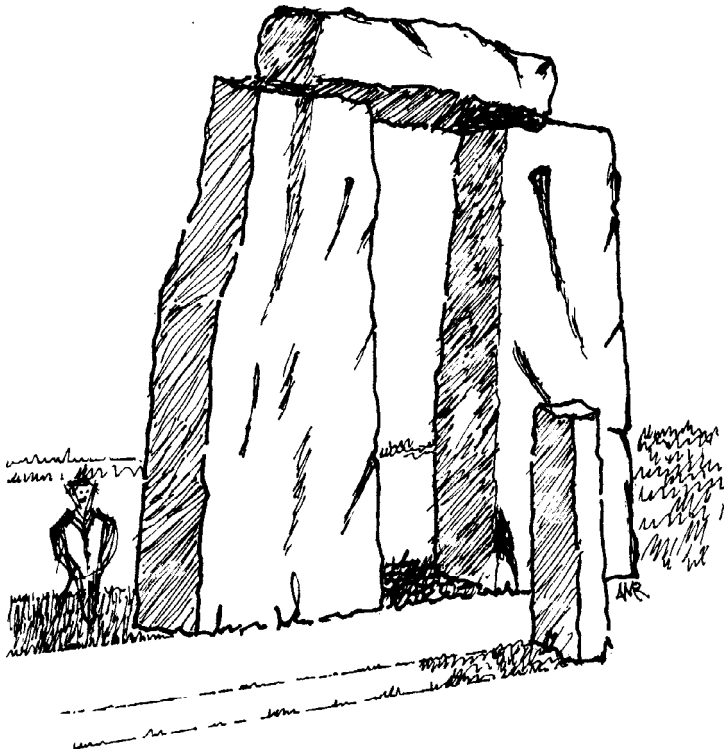
minimaler Stillstand

MONDAUFGANG EINES Ges. ZYKLUS

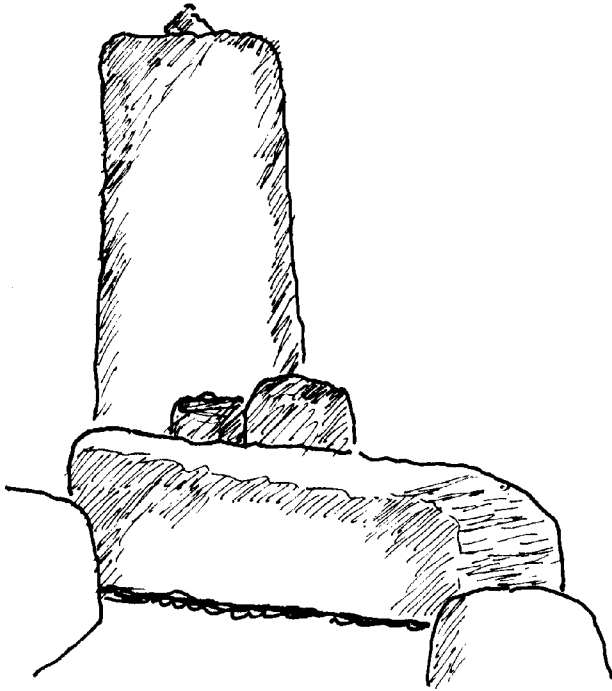
STONEHENGE - RUINE - bei SALISBURY ENGLAND (vor etwa 4000 J. gebaut)



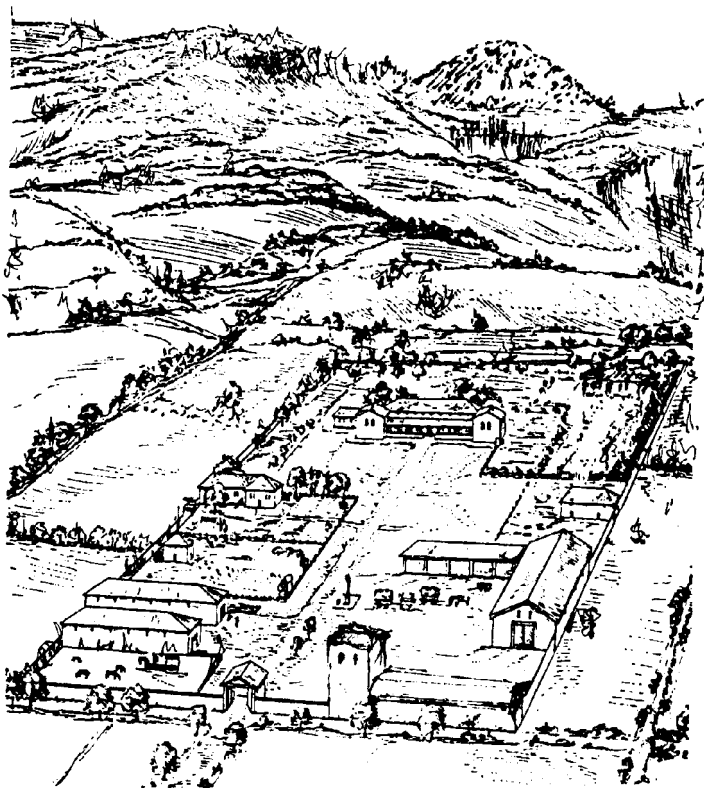
Ein Sonnenobservatorium - hier in herausgehauenen FELSBLÖCKEN - skizziert das was heutzutage von außen zu sehen ist. Errichtet aus der Memory jener, die aus dem Ursprungsland der KELTEN. Kommand (D): in Süddeutschland aber bereits vor mehr als 7000 Jahren im Zentrum einer jeden KELTEN-Ansiedlung aus Baumstämmen geb.



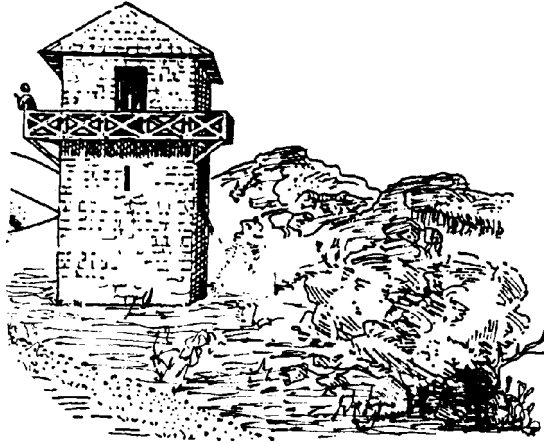
„Trilithon“ eines der noch übriggebliebenen „PEIL-TORE“ der
„STONEHENGE – RUINE“



einige der umgefallenen und (auch) noch stehengebliebenen
Felsensteine des einstigen STONEHENGE-OBSERVATORIUMS



ein ARIER-Hof im KELTEN-Land



ein WACHTURM der römischen Besatzungsmacht
ein ähnlich bekanntes BILD der neueren Geschichte

Entsprechend dem bewerteten Motto: 'weniger ist mehr', wurde der Inhalt dieses wissenschaftlichen Werkes ausgerichtet. Nein, nicht nur der Umwelt zuliebe - so viel wie möglich der wertvollen Ressourcen einzusparen - sondern um das Ganze übersichtlich zu gestalten.

Um die vielen Unbekannten wie, was GERMAN, INDOGERMANEN, oder gar ARTIER, KELTEN, DRUIDEN, BRAHMANEN, SANSKRIT; all die vielen Familienklans der ERHABENEN zu bedeuten hat und deren aller Geschichte; könnte man - und dessen wir uns hier wie der gesamten wissenschaftlichen Kritiken bewußt - viele Bände zu jeweils drei- bis vierhundert Buchseiten produzieren. Gewiß mit mehr oder minder schmückenden Beiwerk füllenden papiernen Seiten, wäre eben in der Quintessenz abträglich.

Aus diesem Buch wird der geneigte Leser und so manche Interessentin erfahren können, was und wieviel die eigentlich betreffenden Doctores/Professores der Linguistik, und jene Verantwortlichen für die Geschichtsschreibung in den zurückliegenden zweitausend Jahren versäumt - sich gar versagt - haben!

Der Inhalt dieses Buches basiert auf wissenschaftlicher Analyse der Archäologie, dem fundierten und nachvollziehbaren Wissen - der Logik.

Die Reise in die Vergangenheit geht 20000 Jahre zurück. Dem Beginn und des Aufbruchs eines riesigen Frühlings; der Warmzeitperiode; die mithin auch die grausame Kaltzeitperiode von rund 40000 Jahren beendet.

Dieser Autor: AM REDA, hat selbst seine Lebenszeit daran gesetzt auf der SUCHE nach den verborgenen Details- als Architekt bei den großen Meistern dieser Welt, kamen ihm nicht zuletzt als dreiunddreißiger Jahrgang, und dem Fakt, daß er innerhalb jener deutschen (germans-) Grenzen geboren, über reaktionäre und provokative Gespräche - zu graben...